welt bewegt

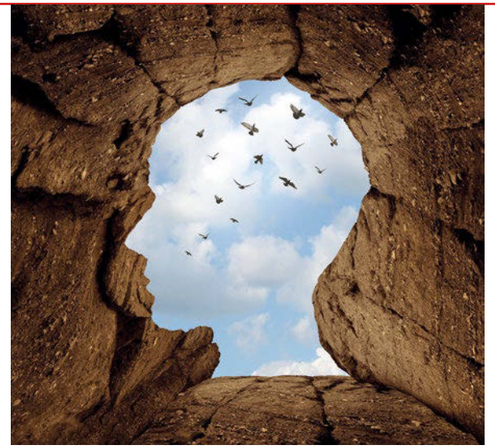
AUGUST - NOV. 2021 C 51 78

Was gibt mir Halt und Orientierung?

Junge Erwachsene schildern ihre Erfahrungen

ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Orientierung



Was mich ermutigt und mir Kraft gibt

Luisa Neubauer

„Ich verstehe mich als Possibilistin und bin in einer Frustrationsstimmung ganz schlecht aufgehoben. Wir Possibilisit*innen gucken uns an, was möglich ist, also „what's possible" und erkennen im gleichen Atemzug an, dass wir dafür kämpfen müssen. Deshalb würde ich aus meinem innersten Possibilismus heraus argumentieren, dass sich die tiefe Verunsicherung der heutigen Welt umkehren kann. Dass sich diese Welt immer mehr gegen das Patriarchat, die ökologische Ausbeutung und die weiße Übermacht wehrt und sich im besten Fall zu einer emanzipierten, nachhaltigeren und gerechteren Welt entwickelt. Ich glaube, dass wir tief im Inneren fähig sind, uns auch nach großen Erschütterungen, nach langen Monaten der Depression oder Ernüchterung inspirieren und motivieren zu lassen. Menschen wollen im Kern gut sein und Gutes tun. Das ist dass, was mich nach anderthalb Jahren Pandemie ermutigt".

Luisa Neubauer (25) ist deutsche Klimaschutzaktivistin und Autorin.

(Auszug aus: Noch haben wir die Wahl, Luisa Neubauer, Bernd Ulrich, Tropen, Stuttgart 2021, S.42ff)

Fotos: C. Plautz (1), www.adpic.de (6), EKD/P. Bongard (1), Freiwilligenprogramme (1), C. Wenn (2), Ev. Kinder- u. Jugendbüro Nordfriesland (1), A. Achterberg (1), ZMÖ-Bildarchiv (1)

Aus dem Inhalt

Was ist mein Kompass im Leben? 5

Wenn kein Ufer in Sicht und Orientierung nötig ist, können schon Gespräche helfen, weiß *Diego Grützmann.*

Ich weiß, was in unsicheren Zeiten hilft 6

Wenn *Elizabeth Hollis* in der Pandemie manchmal nicht wusste, wie es weitergeht, half ihr besonders die Musik.

Das Leben ist nicht planbar 8

Anzuerkennen, dass alles der Veränderung unterworfen ist – allein das kann Halt geben, so *Flor Chávez.*

Sehnsucht, Grundbedürfnis oder Mythos? 10

Warum suchen wir nach Halt und Orientierung? Was bedeutet das in der globalen Welt?, fragt *Jacob Hess.*

Es gibt Halt, etwas Sinnvolles zu tun 14

Timo Jacobsen ist Erzieher und liebt seine Arbeit. Sie war es, die ihm in Krisenzeiten Kraft gab.

„Aufbruchstimmung in der Kirche gibt Kraft!" 16

Anna-Nicole Heinrich steht mit 25 Jahren an der Spitze der Kirche. Sie erklärt, was ihr in Krisen half.

Mein Kühlschrank-Moment 20

Wie kann ich das, was mich stärkt, so in den Alltag einbauen, dass ich mich daran erinnere?, fragt *Arne Jureczeck.*

Ich brauche etwas, worauf ich bauen kann 22

Ombeni Lance sucht Antworten, die einem dann Halt geben, wenn Gespräche an Grenzen kommen.

„Es braucht Mut, auch Fehler zu machen" 24

Was hilft weiterzumachen, wenn es Rückschläge gibt? Was ist überhaupt wichtig im Leben?, fragt *Neema Ndone*

Mit Menschen lassen sich Berge versetzen 28

Johannes Davi will wissen, was die Werte sind, die unser Leben prägen und Orientierung geben.

„Sich mit Respekt und Würde begegnen" 30

Anne-Christina Achterberg-Boness koordiniert ökologische Projekte in Tansania und schildert ihre Erfahrungen.

#Mission Decolonize

Kirchliche Partnerschaften in rassistischen Strukturen: Beiträge von *Emmanuel Kileo* und *Martin Haasler*

Editorial

Lieber Leser*in,

was gibt mir Halt im Leben? Wo finde ich Orientierung? Was gibt mir Kraft, wenn ich nicht mehr weiter weiß? Das sind Fragen, die vor allem junge Erwachsene begleiten.
Sie stellen sich gerade dann in aller Intensität, wenn es nach der durchstrukturierten Zeit der Schule um wegweisende Entscheidungen geht. Wenn junge Menschen zum Beispiel erstmals wählen können, wie und wo sie arbeiten und wohnen wollen. Dazu kommen oft weitere Fragen: Welche Werte sind wichtig? Zu welcher Gruppe fühle ich mich zugehörig? Will ich mich (weiter) bei Initiativen oder Bewegungen wie Fridays-for-Future engagieren, in einer Partei oder erst einmal gar nicht, weil mich alles nicht überzeugt? Spielen Glaube und Religion oder die Zugehörigkeit zur Kirche überhaupt eine Rolle? Dahinter stehen keine geringeren Fragen, als die danach, wie ich leben und lieben will und nicht zuletzt die danach: Wie finde ich meinen Sinn im Leben? Vielen ist sehr bewusst, dass sich jetzt Weichen stellen. Zugleich aber auch, dass diese Freiheit zwar großartig ist, „wenn sich plötzlich tausend Türen öffnen", wie es Timo Jacobsen erfuhr, aber auch extrem verunsichernd. Wenn dann noch Umstände wie eine Pandemie hinzukommen, kann die Krise wachsen. Welche Wege die jungen Autor*innen aus England, Tansania, El Salvador, Lettland und Deutschland gefunden haben, um mit diesen Fragen und Lebensentscheidungen umzugehen, schildern sie in ihren Beiträgen. Sie erzählen auch davon, was ihnen Kraft gibt, wenn die Wogen hoch schlagen, kein Ufer in Sicht und die Zukunftsangst groß ist, und haben dabei bemerkenswerte Antworten gefunden.

Ich wünsche viel Freude beim Lesen.

Ihre und Eure
Ulrike Plautz

Ihre Meinung interessiert uns, darum schreiben Sie uns gern.
Mail: *u.plautz@nordkirche-weltweit.de*

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

Impressum: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint dreimal jährlich. Herausgeber und Verleger: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. Direktor: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), Redaktion: Ulrike Plautz, Gestaltung: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, Schlusskorrektur: Constanze Bandowski, Adresse: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

Druck, Vertrieb und Verarbeitung: Druckzentrum Neumünster, Jahresbeitrag: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 Evangelische Bank, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen.

Was gibt mir Halt? Was ist mein Kompass im Leben?

Wenn man das Gefühl hat, im Meer zu treiben und kein Ufer in Sicht ist, dann ist es gut, einen Kompass zu haben. Schon Gespräche mit anderen Menschen können die notwendige Orientierung bieten.

Diego Grützmann

Halt zu haben beschreibt für mich ein Gefühl von Sicherheit und Zuversicht. Es bedeutet zu wissen, dass ich Menschen in meinem Leben habe, die für mich da sind, wenn sich die Herausforderungen des Lebens zu großen Wellen auftürmen und drohen, mich zu überrollen und in die Tiefe des Meeres zu drücken.

Lange Zeit hatte ich das Gefühl allein im Meer zu treiben, auf einer unvorbereiteten Reise zu einem unbekannten Hafen zu sein. Dieses Gefühl entstand erstmals, als ich mit meiner Familie im Alter von neun Jahren von Brasilien nach Deutschland zog. 2004 sollte mein Vater dort im nordfriesischen Breklum seine Tätigkeit als Ökumenischer Mitarbeiter der Nordkirche beginnen. Zuvor war er als Pastor der evangelischen Kirche im brasilianischen Bundesstaat Espirito Santo tätig, wo wir auch als Familie lebten. Plötzlich war das gewohnte Zuhause in unerreichbarer Ferne, Freunde und Verwandte blieben zurück. Was neu auf mich zukam war unbekannt und angsteinflößend. Es fiel mir damals schwer anzukommen, die Sprache zu erlernen und neue Freundschaften zu schließen. Erst als sich im Lauf der Zeit neue Beziehungen entwickelten, begann ich wieder Boden unter den Füßen zu spüren.

Doch das Gefühl des Hin- und Hergerissenseins zwischen den Kulturen blieb noch lange. Musste ich in der Zeit doch immer wieder erleben, dass die Faktoren, die mir Halt gegeben hatten, plötzlich wegbrachen. Mehrere Umzüge, Abschiede von lieb gewonnen Menschen und das Gefühl ohne bleibende Konstante zu sein, erzeugten erneut ein Gefühl von Haltlosigkeit. Paradoxerweise fand ich Halt in der Rastlosigkeit, schlug nie lange Wurzeln, weil die Angst vor Verlust größer war als die Angst vor Veränderung.

Fotos: Grützmann (1), www.adpic.de (1)

Die Wanderung auf dem Jakobsweg half, auf meinen inneren Kompass zu hören

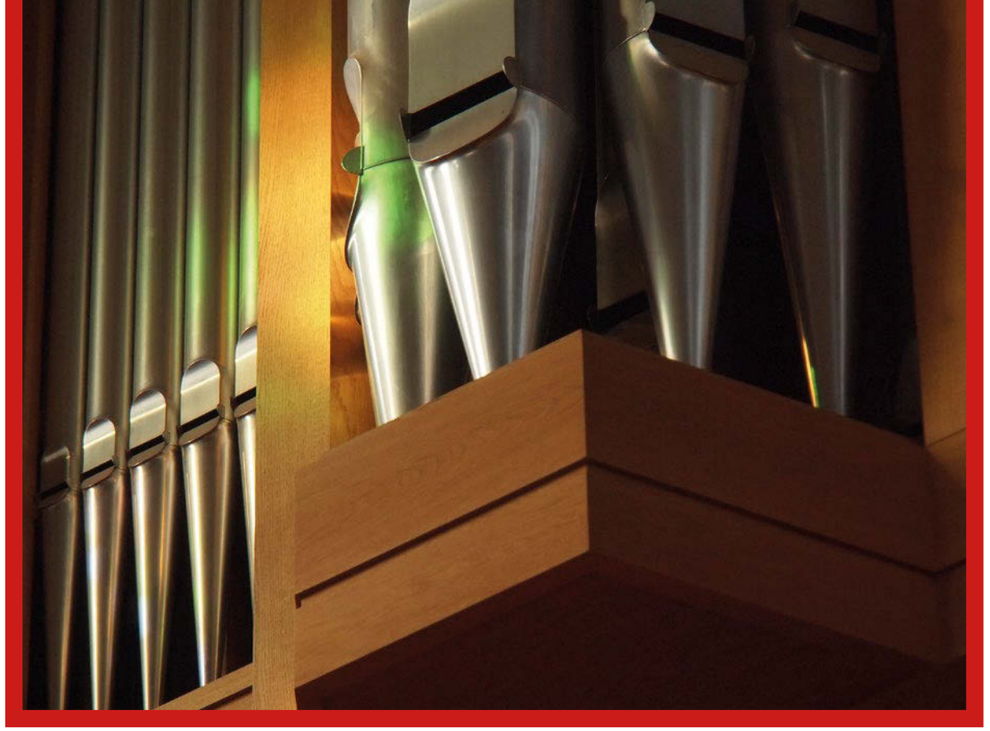
Als ich begann, mein erstes Studium zu hinterfragen, damals studierte ich Sozialökonomie, geriet auch meine ganze Persönlichkeit ins Wanken. Um Halt zu finden, begab ich mich auf eine Reise. Ich pilgerte auf dem Camino de Santiago. Dabei wollte ich mit Abstand über meine damalige Lebenssituation nachdenken und meinen inneren Kompass neu ausrichten.

Die Momente der inneren Einkehr in der Natur und die tiefgründigen Gespräche auf dem Weg gaben mir wieder Kraft und Mut: Kraft, um mir einzugestehen, dass ich einen Weg eingeschlagen hatte, der nicht zu mir passte, und Mut, um einen neuen Weg zu beschreiten.

Diese besondere Erfahrung half mir, mich selbst zu festigen. Ich lernte vor allem, mehr auf meinen inneren Kompass zu hören und mich von meinem Bauchgefühl leiten zu lassen. Zuversichtlich beschritt ich einen neuen beruflichen Weg, der über eine Ausbildung in der Pflege zum Medizinstudium führte. Dass ich in Zukunft einen sinnstiftenden Beruf ausüben kann, gibt mir eine Richtung und erfüllt mich sehr. Darüber hinaus bin ich von gleichgesinnten Menschen umgeben, die mich auf diesem Weg nicht nur unterstützen, sondern auch begleiten. Ich merkte, wie wichtig Familie und Freunde für mein Leben sind. Insbesondere in unsicheren Zeiten. Wenn Sturm aufzieht, ist immer jemand da, auf den ich mich verlassen kann. Jemand, der ein offenes Ohr für meine Probleme und Sorgen hat. Jemand, bei dem ich Rat suche und finde. Jemand, der mir neue Orientierung gibt, sollte mein Kompass versagen.

Aus den Begegnungen mit ihnen schöpfe ich Kraft. Diese Menschen schenken mir Geborgenheit und Stärke. Sie geben mir das Gefühl, für zukünftige Herausforderungen gewappnet zu sein. Für diesen Rückhalt bin ich dankbar und kann gelassener in die ungewisse Zukunft blicken. Ich fühle mich vorbereitet auf die Wellen des Lebens. Und sollten diese Wellen doch einmal zu groß werden, weiß ich nun, wie ich zu meinem sicheren Hafen finde.

Diego Grützmann, *(26), studiert Medizin an der Universität in Witten/Herdecke. Er war als Freiwilliger in Südafrika und ist Mitglied im Lateinamerikaausschuss des* Zentrums für Mission und Ökumene.



„Musik hat mir schon immer geholfen, mich mit Gott verbunden zu fühlen“.

Ich weiß heute, was mir in unsicheren Zeiten helfen kann

Während der Pandemie hatte die Autorin öfter das Gefühl, nicht mehr zu wissen wie es weiter geht. Dabei wurde gerade das von ihr als Pastorin erwartet. Ihr halfen Musik, Gespräche und spirituelle Erfahrungen – und manchmal auch die Erinnerung daran.

Elizabeth Hollis

Oft habe ich das Gefühl, dass andere von mir als Pastorin erwarten, dass ich auf alle geistlichen Fragen eine Antwort habe. Viele wünschen sich, dass ich immer vorangehe: mit Karte und Kompass in der Hand und allen eine Anweisung gebe. Dabei bin ich mir als junge Geistliche bewusst, dass viele Menschen in meiner Gemeinde oft über mehr Lebenserfahrung und Weisheit verfügen als ich. Es gibt Situationen, da würde ich meine eigenen Unsicherheiten am liebsten verbergen, wie eine allzu selbstbewusste Kartenleserin, der es schwer fällt zuzugeben, dass man sich verlaufen hat.

Aber natürlich haben auch wir als Pastor*innen Zweifel, Fragen und Unsicherheiten, wie alle anderen Menschen. Und ich weiß: Wenn ich zu selbstsicher werde, wenn ich aufhöre, auf meinen Kompass zu schauen, oder sich mein spiritueller Anker löst, dann wird es wirklich schwer, für andere da zu sein.

Zeitweise dachte ich, die Kompassnadel hätte jegliche Orientierung verloren

Während der Pandemie hatte ich oft das Gefühl, dass der Boden, in den wir unsere Anker setzen, zu Treibsand geworden ist. Die Frage danach, was in dieser Zeit Halt geben kann, wuchs. Zeitweise hatte ich das Gefühl, dass die Kompassnadel jegliche Orientierung verloren hatte: Sie drehte sich und konnte den Norden nicht finden. Mit einem Mal fehlten die Orte, an die wir normalerweise gehen, um spirituelle Unterstützung zu bekommen. Es wurde einem bewusst, was bisher alles selbstverständlich war: das Beten mit anderen, Hymnen und Lieder singen oder einfach die Kraft der menschlichen Berührung spüren.

Aber es gibt trotzdem noch Orte, die mir auch in Krisenzeiten Orientierung geben können. Gerade in Momenten, in denen es sich anfühlt als sei Gott unglaublich weit weg, finde ich es wichtig, einfach aufzutauchen: zu diesem Gottesdienst oder jenem Morgengebet zu erscheinen und vertraute Worte der Liturgie zu sprechen. Auch wenn man in Situationen, wo das Leben gerade so voller Zweifel zu sein scheint, meint, keine kraftvolle Glaubensbekundung formulieren zu können. Dennoch kann sich – manchmal auch gerade – in solchen Momenten eine Tür der Hoffnung öffnen, durch die Gott kommen und uns begegnen kann. Vielleicht ist das für mich als Pastorin manchmal einfacher umzusetzen, da ich es bin, die in der Regel Gottesdienste leitet und deshalb auch wirklich immer erscheinen muss. Dennoch können die vertrauten christlichen Worte und Rituale helfen. Es ist dann so, als würde man einem Kompass folgen, im Vertrauen darauf, dass er einem bei dichtem Nebel schon die richtige Richtung weisen wird, obwohl kein Weg zu erkennen ist. Jedenfalls überrascht es mich immer wieder, dass Gott auch in Momenten präsent ist, in denen ich richtig schlecht gelaunt bin. Das zeigt mir, dass nichts, was Gott tut, davon abhängig ist, ob ich die richtige Einstellung habe!

Natürlich kann man auch eine Weile allein zurechtkommen. Aber auf Dauer sind für mich andere Menschen vor allem auch auf der spirituellen Reise von entscheidender Bedeutung sind. Ich brauche einfach das Erlebnis von Gemeinschaft. Dass das im vergangenen Jahr nur eingeschränkt möglich war, war schwer zu ertragen. Mir ist es wirklich wichtig, Menschen um mich zu haben, mit denen ich ganz ehrlich sein kann, Menschen, von denen ich weiß, dass sie mich nicht verurteilen und die bereit sind zuzuhören. Mir ist es auch wichtig, dass einige dieser Freund*innen meinen Glauben teilen, um sich über die spirituelle Reise austauschen zu können. Wir beten auch füreinander und wenn zum Beispiel eine*r von uns gerade in einer schwierigen Situation ist, in der es schwerfällt, Vertrauen zu haben und selbst zu beten, wissen wir immer, dass es andere gibt, die dann für uns da sind und für uns beten. Das ist ein starkes Gefühl und gibt Kraft. Gerade in Zeiten des Lockdowns wurden Freundschaften wichtiger denn je. Obgleich wir uns nicht treffen konnten, blieben wir auf andere Weise im Kontakt. Das war ein echter Anker im Sturm.

Bei Musik habe ich das Gefühl, dass sich mein Kompass neu kalibriert

Für mich war Musik schon immer etwas, das mir geholfen hat, mich mit Gott verbunden zu fühlen. Vielleicht liegt das daran, dass wir beim Singen Dinge ausdrücken können, die nicht immer leicht in Worte zu fassen sind. Möglich, dass wir auf diese Weise Gott auf einer ganz anderen Ebene begegnen können. Während der Corona-Krise durften auch wir in England in den Kirchen nicht singen. Obgleich es immer noch jemanden gibt, der Musik auf der Orgel oder dem Klavier spielt, macht es doch einen großen Unterschied, die Musik nur zu hören. So habe ich dann manchmal zur spirituellen Stärkung meine Lieblingslieder und Hymnen einfach alleine zuhause gesungen. Ab und an, wenn ich den Kirchenraum einmal ganz für mich allein hatte, habe ich Musik auch über die Kirchenlautsprecher laufen lassen und gebetet. Anschließend hatte ich immer das Gefühl, dass sich mein Kompass neu kalibriert hat.

In schwierigen Zeiten, in denen etwas schief läuft, hilft es mir oft, auf vergangene Erfahrungen zurückzublicken, die für mein spirituelles Leben wichtig waren. Dabei stärken mich Weisheiten oder ermutigende Sätze, die mir andere Menschen erzählt oder in Briefen geschrieben haben.

Ein weiser Mensch hat mir einmal gesagt, dass uns die Momente, in denen wir Gott begegnen, kein Mensch nehmen kann, was auch immer passiert. Auch dann, wenn uns die größten Zweifel und Unsicherheiten plagen. Vor einigen Jahren verbrachte ich eine Woche in einem Benediktinerkloster. Ich war gerade in einer schwierigen Lebensphase und erinnere mich, wie ich eines Tages in der Kapelle saß. Ich fühlte mich vollkommen leer und betete: „Gott, ich habe nichts zu bieten und nichts zu geben.“ Danach hatte ich das Gefühl, die Gegenwart Gottes noch nie so stark gespürt zu haben, wie in diesem Moment. Ich war mir sicher wie nie zuvor, dass Gott wirklich gegenwärtig war. Ich wusste, dass Gott mich liebt, unabhängig davon, wie kraftlos oder leer ich mich gerade fühle. Das war ein echter Wendepunkt für mein Leben.

Manchmal, wenn mich das Leben sehr herausfordert und schwierig ist, gehe ich in Gedanken an diesen Ort zurück, stelle mir vor, wie ich wieder dort sitze. Ich denke dann: „Wenn Gott mir in diesem Moment begegnet war, als alles gerade so schwer war, dann ist er sicherlich auch heute hier.“

Es gibt auch andere Orte, an denen ich Gott wirklich begegnet bin: in der Gemeinde Taizé in Frankreich zum Beispiel. Ich liebe es, solche Orte zu besuchen. Aber das ist nicht immer möglich. Dann reicht es aus, mich an die Erfahrungen zu erinnern, die mit dem Ort verbunden sind, um wieder auf meinen Weg zurückzufinden.

Wir können unsere spirituellen Erfahrungen zwar nicht wiederholen, aber, wie mein weiser Freund sagte, sie können uns nicht mehr genommen werden. Für mich sind sie zu Wegmarken auf meiner Reise geworden. Ich kann auf sie zurückblicken und sehen, wie weit ich gekommen bin, aber sie helfen mir auch, mir in unsicheren Zeiten die Richtung zu weisen.

Übersetzung: Ulrike Plautz

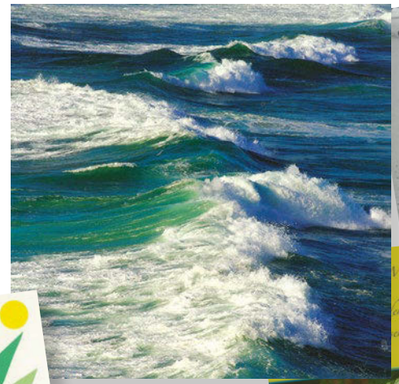
Elizabeth Hollis *(29) ist Pfarrerin der anglikanischen Kirche in England und zuständig für Belmont und Pittington.*

Fotos: C. Wenn (1), E. Hollis (1)

Das Leben ist nicht planbar. Allein darum zu wissen, gibt mir Halt

Anzuerkennen, dass alles im Leben ständiger Veränderung unterworfen ist, kann heilsam sein. Die Autorin aus El Salvador hat zudem erfahren, dass in den Wechselfällen des Lebens auch Bibelverse Halt und Orientierung geben können.

Flor Marina Escobar Chávez



In Krisenzeiten hilft es, noch einmal Briefe von lieben Menschen zu lesen, „oder sich Bilder vor Augen zuführen, die zeigen, wie großartig das Leben sein kann“.

Jeder Mensch erlebt Höhen und Tiefen. Wenn es der Familie gut geht, wenn wir gute Freunde und Freundinnen haben, wenn das Geschäft oder alles in der Schule gut läuft, wenn also alles zu unseren Gunsten arbeitet, dann verbringen wir die meiste Zeit unseres Tages mit einem breiten Lachen im Gesicht. Alles ist eine Freude und fühlt sich leicht an.

Wenn aber plötzlich etwas Unvorhergesehenes dazwischen kommt oder etwas droht schief zu laufen, lernt man schnell, dass Glück, Friede und Freude nicht immer währen können. Dann wollen wir am liebsten die Zeit zurückdrehen und Dinge noch einmal von vorn beginnen und alles besser machen. Es tut weh, dass das nicht mehr möglich ist. Es gibt Momente, die so schwer und schmerzhaft sind, dass wir manchmal glauben, unter der Last zusammenzubrechen und nur noch weinen zu können. Unser Herz und Verstand sind dann so überfordert, dass wir alles stoppen und einfach rufen wollen: Hör auf damit! Und fragen: Warum das? Warum ich? … .

Viele von uns versuchen, solche schweren Momente der Trauer, Verzweiflung oder Enttäuschung zu vermeiden. Manchmal versucht man die Gefühle auch hinter einem Schutzpanzer zu verbergen, weil man nach außen hin nur sein bestes Gesicht zeigen will. Diese Strategie ist auf Dauer allerdings keine gute Lösung. Oft kommt alles raus, was wir bis dahin mühsam zurückgehalten haben. Meist dann, wenn wir allein zuhause oder an einem anderen stillen Ort sind. Wollen wir für die Zukunft lernen, mit diesen Situationen umzugehen, müssen wir uns damit auseinandersetzen.

Nur wenn wir auch schwere Phasen durchleben, werden wir wachsen

Dabei hilft es schon, sich Zeit zu nehmen und die Dinge in Ruhe zu verarbeiten. Wenn ich etwa an Ereignisse denke, die mich verletzt haben, tut es gut, die Ursache noch einmal in den Blick zu nehmen und sich dann zu erinnern, wie gut es sich angefühlt hat, als die Wunden begannen zu heilen. Es tut auch gut zu wissen, dass wir dann, wenn wir die Ursache des Schmerzes besser kennen, künftig weniger unter einer solchen Verletzung leiden werden.

Nur wenn wir alle Lebenssituationen, auch die schweren Momente, mit allen Phasen durchleben, werden wir wachsen können. Früher habe ich diese Episoden in meinem Leben immer gehasst. Aber man lernt, dass es gut tut, seinen Schmerz mit anderen zu teilen oder dass es sich lohnt zu kämpfen. Und man lernt, dass diese Zeiten nicht ewig dauern und sie nur eine vorübergehende Phase sind.

Dennoch ist es auch wichtig, Grenzen ziehen. Man darf nicht zulassen, dass einen die Umstände vollkommen beherrschen. In solchen Situationen hilft es, mich an all die Schwierigkeiten im Leben zu erinnern, die ich überwunden habe, an die großartigen Leistungen, die ich erbracht habe und an all die Ziele, die ich erreicht habe, um mir dann zu sagen: Es ist nicht an der Zeit aufzugeben. Es gibt immer noch einen Weg!

Foto: Chavez (1), Karten-Collage: C. Wenn

Inzwischen habe ich mich auf die Wechselfälle des Lebens eingestellt. Ich bin an den Punkt gekommen, an dem ich sage: „Genieße den Moment, solange du kannst.“ Ich weiß, dass immer etwas Unvorhergesehenes geschehen kann. Es gibt Zeiten, in denen ich stolz auf mich bin und die Menschen und alles auf der Erde liebe. Und es gibt Zeiten, in denen ich das Gefühl habe, dass nichts von dem, was ich tue, sinnvoll ist. In solchen Tagen versuche ich mir auch Bilder aus anderen Zeiten vor Augen zu führen, die mir zeigen, wie großartig das Leben sein kann und wie wunderbar Gott ist. Diese Bilder und Gedanken stärken. Das Leben ist eben nicht planbar und das zu akzeptieren, allein das gibt schon Halt. Außerdem ist es gut zu wissen, dass jede einzelne Erfahrung uns hilft, unser Innerstes zu formen.

Ich bin religiös aufgewachsen. Zu den tragenden Säulen meiner Kindheit gehörte auch der regelmäßige Kirchgang mit meiner Mutter. Das hat mir schon früh Halt und Orientierung gegeben. Bis heute sind es neben den spirituellen Inhalten immer auch die Verbindungen zu anderen Menschen, die mich motivieren zur Kirche zu gehen.

Als wir dann später wählen konnten, ob wir weiterhin zur Kirche gehen wollten, haben sich einige meiner Geschwister dagegen entschieden. Dabei habe ich zum ersten Mal gelernt, dass das, was mir gut tut, für andere ganz anders sein kann. Jeder Mensch entwickelt eine eigene Haltung zum Leben, hat einen eigenen Rhythmus und eigene Werte. Aber genau diese Unterschiede machen ja auch unsere Persönlichkeiten aus. Das macht uns alle so einzigartig.

Täglich versuchen wir neue Wege zu finden, um die Herausforderungen im Alltag zu bewältigen. Als ich jünger war, war der Sonntag mein einziger Zufluchtsort. Ich wusste immer: Ich kann in die Kirche gehen und all meine Sorgen mitnehmen. Das ist heute etwas anders. Aber es gibt Bibelverse, die mir nach wie vor helfen, durch alles durchzukommen, zum Beispiel: „Denn du bist mein Fels und meine Burg, und um deines Namens willen wollest du mich leiten und führen“ (Psalm 31,4) oder: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht“ (Philipper 4,13).

Wenn die Dinge anders laufen, als erwartet, dann denke ich an den Vers „Rufe zu mir, dann will ich dir antworten und dir große und geheimnisvolle Dinge zeigen, von denen du nichts weißt!“ (Jeremias 33,3).

In Momenten, in denen ich nichts verstehe, bin ich am liebsten in der Natur

In solchen Situationen, die ich nicht verstehe, bin ich auch gern allein an einem ruhigen Ort, am liebsten in der Natur. Ich liebe es, spazieren zu gehen oder Rad zu fahren, ich liebe es, einsame Orte zu entdecken, um dann dort einfach nur zu sitzen und Gottes Schöpfung zu sehen. Der riesige Himmel ist so erfüllend, besonders wenn die Sonne untergeht. Dann bin ich überwältigt und denke: Oh! Wie wunderbar ist alles. Ich liebe es, jeden Tag morgens einen beruhigenden Vers zu lesen, dann strecke ich mich aus, um mich aufzurichten.

Flor Marina Escobar Chávez *(28) aus El Salvador ist studierte Pädagogin und arbeitet bei der Lutherischen Synode im Bereich der internationalen Kommunikation und ist Mitglied des Lutherischen Landesjugendrates. 2019 war sie Teilnehmerin der Internationalen Jugendkonsultation #ConAction 2019 des* Zentrums für Mission und Ökumene.

Außerdem lese ich manchmal auch gern in den Karten oder Briefen, die mich an die großartigen Menschen erinnern, denen ich begegnet bin, denen ich vertraue und für die ich dankbar bin. Das wärmt meinen Geist, gibt mir Kraft und Energie, Dinge noch besser zu machen.

Ab und zu gehe ich dann auch einmal in ein sehr schönes Restaurant und esse die süßesten Desserts oder etwas anderes, was mir am besten schmeckt.

Es gibt Tage, an denen ich vor dem Spiegel sitze und einfach nur glücklich bin auf der Welt zu sein – so wie ich bin. Dann erinnere ich mich an die vielen freudigen Momente und an die Menschen, die Teil davon waren.

Ich glaube, dass es auch auf andere Menschen Auswirkungen hat, wie wir das Leben und die Herausforderungen meistern. Dass wir als Erwachsene auch eine Vorbildfunktion ausüben, wird mir jedes Mal bewusst, wenn ich die Kinder in der Nachbarschaft treffe, die ich unterrichte oder mit meinen Nichten zusammen bin, für die ich alles tue, damit es ihnen gut geht. Manchmal sind wir uns unserer Wirkung nicht bewusst. Aber es gibt immer jemanden, der oder die sich freut, uns kennengelernt zu haben und für unsere Unterstützung dankbar ist.

Es gibt mir Kraft und Halt für andere da sein und ihnen etwas geben zu können. Und immer wenn ich mit damit hadere, dass eine Situation so ganz anderes ist, als ich mir vorgestellt habe, sage ich mir: Gott gibt mir nicht das, was ich will, sondern das, was ich brauche. Ich hoffe dann, die Weisheit zu haben, das zu erkennen.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Große Sehnsucht, Grundbedürfnis oder Mythos?

Die Suche nach Halt oder einem Kompass, der Orientierung gibt, scheint in der global vernetzten Welt noch gewachsenen zu sein. Was bedeutet diese Suche für junge Menschen in einer Zeit, die geprägt ist von Umbrüchen und Krisen? Welche Inhalte und Lebenserfahrungen sind damit verbunden? Mit diesen Fragen beschäftigt sich auch der Autor.

Jacob Hess

Foto: www.adpic.de (1), Karten-Collage: C. Wenn

Fragen wie „Was gibt mir Halt?“, „Was ist mein Anker?“ und „Was ist mein Kompass?“ begleiten den Menschen stets auf der Suche nach Sicherheit und Bedeutung. Also auf der Suche nach dem eigenen Menschsein. Meine Fragen dazu: Hilft die Definition eindeutiger Ziele bei der Erfüllung dieser Bedürfnisse und kann Freiheit auch Sicherheit geben?

Die Welt hat sich innerhalb weniger Jahrhunderte durch Kolonialismus und Kapitalismus so sehr globalisiert und beschleunigt, dass sie selbst keinen Halt mehr zu machen und zu finden scheint.

Wir sind global verbundener und voneinander abhängiger als je zuvor, und doch scheint das Bedürfnis nach Halt im Leben zu wachsen: Unsere Zeit ist geprägt von massiven ökonomischen, ökologischen und sozialen Krisen, aufklaffenden Reichtums-Scheren und ungeahnten Prekaritäten *(von Armut bedrohte Bevölkerungsgruppe, d. Red.)*

Die Leistungsgesellschaften lehren uns, unsere Orientierungspunkte sollten immer „die Anderen“ sein, während Individualismus zugleich von uns fordert, wir mögen doch „unser authentisches Selbst“ finden. Wo bleibt da der Mensch? Und wo findet er Halt, wenn die neoliberale Norm daraus besteht, „besser“ und „besonderer“ als normal zu sein, wenn äußere Ziele nie erreicht und innere nie frei gewählt werden können?

In der Suche nach der Wahrheit spiegelt sich die Sehnsucht nach Orientierung

Die Symbole Anker und Kompass haben als Gegenstände sehr unterschiedliche Funktionen – ein Anker hält zurück und ein Kompass leitet voran. Metaphorisch ist es oft etwas uneindeutiger. Oft halten sich Menschen ausgerechnet an dem fest, was sie nie erlebt haben und gar nicht kennen können, frei nach dem Motto des Schriftstellers Joachim Meyerhoff: Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war. Die Zukunft ist dabei oft eine beliebte Projektionsfläche: von Heilsversprechen, „Fortschritt“ und (Selbst)-Optimierung. Sich an Vergangenem festzuhalten, gilt in der Fortschrittslogik eher als konservativ. Und doch richten sich immer mehr rechte sowie linke Kräfte an Vorstellungen von Vergangenheiten aus, die ebenso idealisiert sind. Das reicht von patriotischen „Reichsbürger*innen“ bis hin zu back-to-the-roots-Öko- und Arbeiter*innen-Bewegungen, dazu gehören auch Romantisierungen von Natur und „prä-modernen“ Lebensformen, sowie linke wie rechte Esoterik.

Fortsetzung auf Seite 12

„Zwar braucht die Welt dringend massive Kurswechsel, aber Menschen brauchen auch erfahrbare Quellen von Sicherheit.“

Was Orientierungen häufig gemeinsam haben, egal in welche Richtung, ist ihre zielgerichtete Ausrichtung. Sowohl Anker als auch Kompasse funktionieren linear, sie brauchen eine Richtung, einen Fixpunkt, ein Ziel.
Die Sicherheit, die sie geben, entsteht durch die Bindung an einzelne geografische Orte und hat die Form eindimensionaler Linien zwischen einem Subjekt und dessen Verankerungs- oder Zielort. Von der Seefahrt auf die Gesellschaft übertragen sehe ich solche Orientierungen in unzähligen Ideologien, zumindest in denen, die in der Tradition europäischen Denkens stehen.
Im monotheistischen Religionen gibt es für die Gläubigen zum Beispiel den einen Fixpunkt nach dem sich alles ausrichtet, wie in einem religiösen Kompass. Ein christliches Symbol dafür ist für mich etwa der Stern über Bethlehem, der genau zu dem einen Heiland führt. Die moderne Naturwissenschaft stritt im 19. Jahrhundert gewaltsam mit dem Christentum um die Hoheit zur Erklärung der Welt. Und ahmt, aus meiner Sicht, das monotheistische Prinzip damit insofern nach, als dass auch sie auf eine einzige, universelle, objektive, vom Menschen losgelöste, frei über allem schwebende Wahrheit zeigt. In der Suche nach der einen Wahrheit spiegelt sich die menschliche Sehnsucht nach Orientierung wider.
Die Zielorientiertheit eurozentrierter Evolutions- und Entwicklungsmuster dürfte ebenso offensichtlich sein: Sie mündet in den globalen Kapitalismus, der als Ziel nur Wachstum kennt. Ein Ziel, das sich inzwischen verselbstständigt hat und nicht mehr dem Wohl der Menschen dient. Die Kompassnadel für die von ihm kaputt gemachten Menschen zeigt immer zum Konsum.

Menschen brauchen Sicherheit, um Veränderungen überhaupt anzutreten

Ideologisch ergeben lineare und kollektive Orientierungen viel Sinn, denn sie erscheinen als klare, zielführende und verlässliche Navigationssysteme im Chaos von Überforderung und Komplexität. Praktisch können sie jedoch problematisch sein: Was passiert, wenn ein und dasselbe Ziel nicht für alle passend ist? Oder was passiert, wenn wir das erwünschte Ziel nicht erreichen? Fühlen wir uns dann chronisch mangelhaft und ungenügend? Und was passiert, wenn wir es erreichen? Fühlen wir uns dann erneut verloren und orientierungslos? Sind Sehnsüchte nach absoluten Verbesserungen oder Sicherheiten stets unerfüllbar und mythisch? Was bringen erreichbare Ziele, wenn wir durch das ständige Festhalten am Weitereifern verlernen, dort auch anzuhalten?

Natürlich müssen Orientierungen nicht ausschließlich vom Bekannten, vom Gegenwärtigen, vom Status Quo wegzeigen. Ich denke sogar, dass viele Menschen die Frage „Was gibt dir Halt?“ nicht an erster Stelle mit Träumen und Hoffnungen, sondern mit simplen Aussagen wie „meine Familie“, „meine Arbeitsstelle“ oder „mein Wohnort“ beantworten würden. Ich denke dann: Das ist auch gut so. Zwar braucht die Welt dringend massive Kurswechsel und einen tiefgreifenden Systemwandel, aber Menschen brauchen auch erfahrbare und alltägliche Quellen von Sicherheit und Sinn, vor allem um solche Veränderungen überhaupt anzutreten.

Für meine Entwicklung gibt es gerade keinen Endpunkt, nur Entstehung

Sollte ich die Frage „Was gibt dir Halt?“ persönlich beantworten, kämen mir – es mag nun unschwer zu ahnen sein – politische Kämpfe und Utopien in den Sinn, jedoch nicht vorrangig. Primär denke ich ebenfalls mit großer Dankbarkeit an das, was unmittelbar in meinem Leben greifbar ist: reale Beziehungen zu fantastischen Menschen, meine geschlechtliche Transition und der Zugang zu einem Gesundheitssystem, das diese ermöglicht, materielle und Bildungs-Privilegien, Erinnerungen, Musik, Tagebuch und Salzlampe, die Früchte aus dem letzten halben Jahr Psychotherapie. Realitäten und Träume sind dabei nicht voneinander zu trennen, noch sind es Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart. Politische Visionen hätten etwa viel weniger Macht, wenn sie sich nicht an Lektionen und Ressourcen aus der Schatzkiste des Vergangenen bereichern würden und wenn sie nicht jetzt schon in gewissen Momenten oder Räumen erfahrbar wären. Auch meine Transition zum Beispiel ist alles zugleich – Traum, Heilung von Vergangenheit und hautnahe Realität.
Von geschlechtlichen Überleitungen wird oft vermutet, dass sie besonders linear und zielorientiert vor sich gehen, jedoch ist meine ein außergewöhnlich stimmiges Beispiel für die kitschige Weisheit „der Weg ist das Ziel“ und zudem für die Erfahrung, dass Wege nicht nur als Linien zwischen zwei Punkten begreifbar sind, sondern auch als Räume zwischen Räumen. Es gibt keinen Endpunkt, sondern nur Entstehung, und zwar in Richtungen, die sich mit der Zeit zeigen. Dieser spezifischen Veränderung vertraue ich so sehr, dass der Kompass meiner Identität keine geschlossene Kategorie zum Ziel hat, sondern nur allgemein Bewegung. Dann habe ich manchmal das Gefühl, ich erfahre den größten körperlichen Halt beim Tanzen, und dass die Sehnsucht des Lebens nach sich selbst lediglich von mir braucht, dass ich ihr nicht im Weg stehe. Ob es manchmal sogar notwendig ist, zu fallen, um die Erfahrung zu machen, gehalten zu werden?

Zum gesunden Leben gehört, mit ungelösten Problemen leben zu können

Fest steht, bei allem Selbstvertrauen kann man nicht ohne andere Menschen leben. Individuelle Freiheit kann eine noch so stabile Stütze sein – der Mensch bleibt ein relationales, ein Beziehungswesen und keine*r von uns ist wirklich frei, bis wir alle frei sind. Soziale Auffangnetze spielen eine besonders tragende Rolle, und umfassen für mich neben Solidarität auch Reibungen, da auch sie eine Form der Berührung sind. Sie machen meine Relationalität, Grenzen und Lebendigkeit spürbar. Halt bedeutet für mich nicht nur:„Ich halte mich an dem fest, wozu ich ja sage“, sondern auch: „Ich halte mich an mir fest, indem ich nein sage“. Halt bedeutet auch: „Halt stopp“ zu sagen, sowohl abstrakten gesellschaftlichen Realitäten als auch geliebten Menschen gegenüber. Im zweiten Fall entsteht für mich zusätzlich eine ganz besondere und wertvolle Form des sozialen Halts, wenn mir Liebe beim Nein-Sagen nicht entzogen wird. Es gibt als Reaktion auf ein „Nein“ kaum etwas so Nähestiftendes wie die Aussage: „Ich bin auch dann bei dir und lass dich nicht los, wenn unsere Perspektiven, Grenzen und Bedürfnisse unterschiedlich sind.“
Weniger schön ist in Fällen von Abgrenzung und Protest sicherlich die Vorstellung, dass der Weg immer das Ziel sein sollte. Gewisse Missstände gehören einfach abgeschafft. Manchmal wünsche ich mir ein einfaches Ankommen in einer Welt, die auf anderen Grundlagen fußt als die bestehende – eine solche „Weisheit“ kann dann ganz schön irritieren, wenn ich den mühseligen Weg hin zu selbstverständlich erscheinenden Zielen wie einem effektiven Lieferkettengesetz, einem Einreißen des Grenzregimes Europa oder einer Abschaffung des Transsexuellengesetzes gerne überspringen würde.
Einer meiner Lieblings-Podcaster meinte neulich passenderweise, es sei eines der größten Probleme, alle großen Probleme im Leben heute lösen zu wollen, um schlafen zu können, und dass es zu einem gesunden emotionalen Leben gehöre, mit ungelösten Problemen leben zu können. Teil dieses Textes muss es wohl sein, mit offenen Fragen zu leben. So schrieb auch Rilke bereits vor hundertzwanzig Jahren, als die Welt noch lange nicht so beschleunigt war wie heute: „Man muss Geduld haben mit dem Ungelösten im Herzen, und versuchen, die Fragen selber lieb zu haben.“

Jacob Hess, *21, studierte Ethnologie und Religionswissenschaft zunächst in Heidelberg. Ab September wird er Ethnologie und Erziehungswissenschaft in Köln studieren.*

Fotos: J. Hess (1), www.adpic.de (1)

Es gibt mir Halt, etwas Sinnvolles tun zu können

Timo Jacobsen liebt seine Arbeit als Erzieher. Sie war es vor allem, die dem 29-Jährigen in Zeiten der Krise Halt gegeben hat, aber auch seine Erfahrungen in der kirchlichen Jugendarbeit.

Wenn man mich fragen würde, was mich in unsicheren Zeiten trägt, würde ich zuerst sagen: Es ist der Kontakt zu Menschen, die mir nahe stehen, zur Musik und definitiv auch zur Arbeit, die ich liebe. Der Ausbruch der Corona-Pandemie hat mich natürlich auch ziemlich verunsichert, aber mir war sofort klar, dass mir die Arbeit in dieser Zeit Halt geben würde. Ich arbeite als Erzieher in einer Kindertagesstätte bei den Lebenshilfeeinrichtungen in Niebüll und studiere an der Fachhochschule in Kiel Erziehung und Bildung in der Kindheit. Gleich zu Beginn des Lockdowns habe ich mich dann auch freiwillig zum Dienst in der KiTa gemeldet. Obwohl vor einem Jahr noch unklar war, wie es zum Beispiel mit der Ansteckungsgefahr aussieht und ich anfangs deshalb oft ein mulmiges Gefühl hatte. Trotzdem haben mir der regelmäßige Kontakt zu den Kindern und nicht zuletzt auch die feste Tagesstruktur gerade in einer Zeit voller Unsicherheiten den notwendigen Halt gegeben. Außerdem waren mir natürlich auch die täglichen Telefonate zu Freunden und Freundinnen und zu meiner Familie sehr wichtig. Dabei habe ich noch einmal intensiv gespürt, wie wichtig mir der Austausch und vor allem: wie wichtig mir das Zuhören können geworden ist. Wirklich zuhören, das können heute nur wenige. Ich finde, das Zuhören gehört zu den Eigenschaften, die immer noch viel zu wenig gewürdigt werden.

Aber es gab in meinem Leben natürlich noch andere Zeiten der Unsicherheit. Phasen, in denen ich nicht wusste, wie es weitergeht. Am stärksten habe ich das nach meinem Abitur vor zehn Jahren erlebt. Danach wusste ich erst einmal überhaupt nicht, wie es weitergehen sollte. Mit einem Mal öffnen sich tausend Türen. Ich hatte das Gefühl, nun kann ich alles machen. Aber das war überhaupt kein befreiendes Gefühl. Ich wusste zu der Zeit doch noch gar nicht, was ich wirklich kann! Wer sagt mir denn, ob ich das Richtige tue und ob ich die richtige Entscheidung treffe? Das war alles eher verunsichernd.

Die Schule – so wie ich sie kennengelernt habe – hat es jedenfalls nicht geschafft zu vermitteln, was man wirklich kann. Im Gegenteil. Statt uns Mut zu machen und zu sagen, was man kann, wird einem meist gesagt, was man nicht kann. Das ist schade. Man bleibt völlig orientierungslos zurück. Aber zum Glück wusste ich immer schon, dass ich nach dem Abi auf alle Fälle einen Freiwilligendienst machen wollte. Bei meinem großen Bruder hatte ich miterlebt, wie gut ihm diese praktische Erfahrung tat. Deshalb habe ich mich bald nach meinem Abi als Freiwilliger in einer Werkstatt für Menschen mit Beeinträchtigung beworben. Dieser Schritt war wirklich wichtig für mich und hat mir letztendlich aus der Orientierungslosigkeit geholfen. Nicht nur deshalb bin ich für die Arbeit in der Werkstatt bis heute unglaublich dankbar. Ich hatte dort auch mit so vielen tollen und vielfältig begabten Menschen zu tun und dabei erlebt, dass jeder Mensch etwas kann, wenn man ihm nur die Gelegenheit bietet, auch etwas tun zu können. Mir wurde in der Zeit gesagt, dass ich gut mit Menschen umgehen kann. Diese Erfahrungen und auch die wertschätzende Rückmeldung für meine Arbeit haben mich so stark geprägt, dass ich mich letztendlich für einen Beruf mit Menschen entschieden habe. Die Arbeit mit den Kindern erfüllt mich bis heute sehr und ich habe das Gefühl etwas Sinnvolles tun zu können, wenn ich mich mit meinen Fähigkeiten für andere einsetzen kann.

Fotos: Ev. Kinder- u. Jugendbüro Nordfriesland (2), www.adpic.de (1)

„Mit einem Mal öffnen sich nach dem Abi tausend Türen. Aber das war überhaupt kein befreiendes Gefühl. Das war eher verunsichernd.“

Durch Jugendreisen kam ich mit der Kirche in Kontakt

Als es darum ging, in meinem Leben eine Richtung zu finden, haben mich auch meine Erfahrungen in der Kirche stark beeinflusst. Mit ihr kam ich zuerst als 18-Jähriger in Kontakt. Ein guter Freund hatte mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, einmal als Betreuer bei einer Jugendfreizeit mitzufahren. Das Ziel war Lettland. Ich dachte gleich, wenn ich diese einzigartige Chance jetzt nicht nutze, dann werde ich soöch eine spannende Gelegenheit nie wieder haben. Organisiert wurde alles vom Evangelischen Kinder- und Jugendbüro Nordfriesland. Die Fahrt hatte mir dann so gut gefallen, dass ich danach noch oft als Betreuungsperson dabei war. Auf den Fahrten hatte ich mich immer mit meinen Erfahrungen einbringen können. So war es uns von Anfang an immer wichtig, dass alle mitfahren können, auch Menschen mit geistigen und körperlichen Beeinträchtigungen. Falls also eine*r Rollstuhlfahrer*in mitfahren sollte, würden wir gemeinsam überlegen, wie dies gelingen könne und wie wir dies umsetzten. Denn wir wollen nicht nur inklusiv denken, sondern auch danach handeln.

Bis heute zehre ich von den Erfahrungen und der Gemeinschaft, die ich dort erlebt habe, und in der ich auch wachsen konnte. Das hat mir schon damals viel Selbstbewusstsein gegeben. Ich habe dabei auch gelernt, nicht nur auf das eigene Wohl zu sehen, sondern die Gemeinschaft im Blick zu haben. Umgekehrt habe ich erlebt, wie es ist, wenn man von einer Gemeinschaft getragen wird. Das hat mir Halt und Orientierung gegeben und ich habe erkannt, wie wichtig das für mein Leben ist.

Jugendfreizeiten: „Bis heute zehre ich von Erfahrungen und der Gemeinschaft, die ich dort erlebt habe und in der ich wachsen konnte.“

„Die Aufbruchstimmung in der Kirche gibt mir Kraft"

Ihre Wahl im Mai hatte bundesweit Aufsehen erregt: Mit 25 Jahren ist ***Anna-Nicole Heinrich*** als jüngste Präses an die Spitze der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gewählt worden. Die Philosophiestudentin erklärt im Interview mit Ulrike Plautz, warum sich ein Engagement in der Kirche auch für junge Menschen lohnt, was ihr in Krisenzeiten Halt gegeben hat und was sie an der Kirche heute so begeistert.

Wie haben Ihre Altersgenoss*innen Ihre Wahl zur Präses aufgenommen?
Heinrich: Viele waren verwundert und fragten: Wie kann eine Kirche, die man sonst eher als weiß, männlich und alt wahrnimmt, so eine wie dich in die Spitze wählen? Die meisten zeigten aber vor allem viel Interesse und große Offenheit und fragten neugierig, warum ich das mache.

Und: Warum machen Sie das und engagieren Sie sich in so einer Position für die Kirche?
Ich hatte in der Kirche schon immer das Gefühl, dass mir hier auch als junger Mensch etwas zugetraut wird. Dass man Verantwortung übernehmen kann, es aber zugleich ein Sicherheitsnetz gibt, das einen auffängt. Ich hatte die Erfahrung: Hier kann ich wirken, aber ich tue das nicht allein. Wenn etwas schiefläuft, dann gibt es die Gemeinschaft, die mir hilft, alles wieder in die richtige Bahn zu lenken. In der Kirche gibt es eine Struktur, an der man gemeinsam wachsen kann. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine Kinderfreizeit. Ich war 15, als Betreuerin dabei und für Küchenarbeit eingeteilt, was ich immer schon mochte. Zu Beginn erfuhren wir, dass die für die Küche zuständige Hauptamtliche plötzlich ausgefallen war. Nun hieß es: Ab sofort seid ihr dafür verantwortlich, dass 40 Kinder ein gutes Essen bekommen. Uns war klar, das muss jetzt klappen. Es ist der erste Abend und wenn dann das Essen nicht schmeckt, ist die Stimmung im Keller. Wir bekamen einen Vertrauensvorschuss. Das ist ein kleines Beispiel, das mich geprägt hat und was sich jetzt mit der Wahl auf gewisse Weise wiederholt, wenn natürlich auch auf ganz anderer Ebene. Mir wird Vertrauen geschenkt.

Was sind für Sie die Merkmale einer funktionierenden, kirchlichen Gemeinschaft?
Dazu gehört vor allem, dass wir uns innerhalb der Kirche nicht auseinander dividieren lassen. Dass wir uns nicht in unserer eigenen „Bubble" heiß reden. Wichtig finde ich, dass wir raus kommen aus der Polarisierung und Zersplitterung. Das ist derzeit nicht nur ein gesamtgesellschaftliches Problem, sondern oft auch eines in der Kirche. Wenn wir das Bild von der christlichen Gemeinschaft – laut Paulus ja ein Leib, aber viele Glieder – ernst nehmen, bedeutet das: Wir können Kritik üben und uns uneinig sein, wir können über Kontroversen diskutieren, aber mit dem Selbstverständnis, dass wir alle trotzdem zur gleichen Gemeinschaft gehören. Zu den Hauptaufgaben der Kirche gehört es, diesen Gemeinschaftsraum immer wieder anzubieten.

Wo finden Sie persönlich Halt in Krisenzeiten wie diesen? Was gibt Ihnen Kraft?
Im Bereich Spiritualität fand ich während des Lockdowns spannend, dass ich auch digital sehr viel ausprobieren konnte. Ich konnte Angebote wahrnehmen, die ich sonst eher gescheut hätte. So gibt es in Regensburg zum Beispiel einen Gebetskreis und ich dachte immer: Das könnte ja mal spannend sein, dorthin zu gehen. Aber die Hürde war extrem hoch. Ich kann ja nicht einfach nach zehn Minuten gehen, wenn es mir nicht mehr gefällt. Jetzt hatte die Gruppe ein digitales Format angeboten. Das war für mich die perfekte Gelegenheit, per Video einmal daran teilnehmen zu können. Grundsätzlich hat es mir gefallen, dass ich in der Zeit durch digitale Angebote auch viele andere Gruppen kennenlernen konnte, und ausprobieren konnte, was passt und was nicht. Das war ein Grund, warum ich im letzten Jahr zusammen mit Freund*innen, die auch kirchlich geprägt sind, einen Hackathon unter #glaubengemeinsam organisiert habe. Er fand im April 2020 statt und hatte mit 700 Anmeldungen doch eine recht große Resonanz. In der Zeit habe ich übrigens auch das Beten noch einmal neu und anders entdeckt. Zum Beispiel das Stundengebet, zu dem wir dann Musik gemacht haben. Das alles waren Erfahrungen, die mir in diesen Zeiten wirklich viel Halt, Gemeinschaft und Kraft gegeben haben.

Sie haben gesagt, dass es für die Zukunftsprozesse der Kirche wichtig sei, die Pandemie-Zeit zu reflektieren. Was meinen Sie damit genau?
Durch die Krise sind Probleme zum Vorschein gekommen, die vorher eher verdeckt waren. So ist zum Beispiel auch das Thema Einsamkeit in den Fokus gerückt. Wie gehen wir in Kirche und Gesellschaft eigentlich mit diesem Thema um, das oft noch als Tabu gilt? Dazu gehört die Frage, ob wir vielleicht auch unsere Art zu wohnen noch einmal neu überdenken müssen. In Krisenzeiten wie diesen, hat sich gezeigt, dass bestimmte Wohnkonzepte die Einsamkeit eher verstärken als begrenzen. Mir persönlich sind zudem, auch im Rahmen meines Studiums, noch andere sogenannte stille Themen wichtig geworden: Wie gehen wir mit Trauer um, wie mit Trost? Was machen wir, wenn es keine Räume mehr zum Abschiednehmen gibt? Grundsätzlich stellt sich in dem Zusammenhang die Frage: Sind wir trotz Pandemie in den Bereichen präsent genug, in denen wir als Kirche eine hohe Kompetenz haben, die andere nicht abdecken?

Durch die Pandemie sind zudem gesellschaftliche Probleme wie Ungerechtigkeit in den Blick gekommen. Dazu gehören auch die Themen wie Flucht und Migration ...
Es gehört auf alle Fälle zur Verantwortung der Kirche, diese wichtigen Themen in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Naturgemäß sind Bereiche wie Seelsorge und Diakonie eher leise, nichtöffentliche Themen. Die von Ihnen genannten Themen werden von vielen Repräsentant*innen der Kirchen, gemeinsam mit anderen gesellschaftlichen Playern, ja immer wieder öffentlich angemahnt. Und es gehört zum Auftrag der Kirche, auch die weltweiten Themen wie Armut als Fluchtursache und Klimagerechtigkeit im Blick zu haben. Das sind Zukunftsthemen, die immer wichtiger werden und in die wir uns einbringen müssen.

Foto: EKD/P. Bongard (1)

Anna-Nicole Heinrich *studiert Digital Humanities sowie Menschenbild und Werte an der Universität in Regensburg. Die 25-Jährige wurde am 8. Mai 2021 von der EKD-Synode als Präses in das Kirchenparlament und damit an ihre Spitze gewählt. Die Studentin gehörte der vorhergehenden Synode als Jugenddelegierte an, arbeitet an der inhaltlichen Kirchenreform mit und ist stellvertretende Vorsitzende der Evangelischen Jugend in Deutschland. Zudem betreibt sie im Netz eine digitale Werkstatt zur Zukunft der Kirche und veranstaltete erstmals im April 2020 den Hackathon #glaubengemeinsam.*

Fortsetzung auf Seite 18

Was ist damit gemeint, wenn Sie von einer offenen, missionalen Kirche sprechen?
Missionale Kirche ist für mich der perfekte Begriff, wenn es um die Frage geht, wie die Kirche in die Welt geht. Wir müssen unser Handeln rückkoppeln. Wenn wir als Kirche handeln, begründen wir dies durch die Glaubensbotschaft. Umgekehrt bekommt die Botschaft, die Herz und Seele anspricht, durch unser Handeln eine lebenspraktische Bedeutung. Beides gehört doch zusammen. In der Kirche gibt es immer Menschen, die meinen, die Kirche lege zu wenig Wert auf die Verkündigung. Auf der anderen Seite gibt es die Überzeugung, dass die Kirche allein durch ihr gesellschaftliches Engagement wirke. Ich kenne einige, die sich für Fridays for Future engagieren und sagen: Das ist mein Gottesdienst, dafür brauche ich nicht noch einen Bibelvers. Da möchte ich mich in die Mitte stellen und sagen: Beides ist doch super wichtig! Wir sind als Christ*innen dann authentisch, wenn wir unsere Aktionen und unser gesellschaftliches Handeln mit unserer Botschaft rückkoppeln. Erst dann entsteht christliche Authentizität.

Welche Bedeutung hat die weltweite Ökumene?
Wir brauchen diese Perspektive, weil wir als Kirche zu den Organisationen gehören, die weltweit stark vernetzt sind. Ich finde es wichtig, dass man bei allen relevanten kirchlichen und gesellschaftlichen Themen auch die globale Perspektive berücksichtigt wie jetzt zum Beispiel bei der Frage der Verteilung des Impfstoffes an ärmere Länder. In der Ökumene und der damit einhergehenden weltweiten Verbundenheit liegt eine riesige Kompetenz der Kirche.

Viele Kirchenaustritte zeigen, dass vor allem junge Menschen nicht mehr an der Kirche interessiert zu sein scheinen. Was müsste anders laufen, damit sich mehr Menschen für die Kirche interessieren?
Wichtig finde ich, dass wir nicht nur die Defizite wahrnehmen und benennen. Wir sollten lieber die, die sich in der Kirche engagieren, fragen: Erzählt doch mal, warum ihr Euch für die Kirche begeistert? Dann ist nämlich auf einmal auch Begeisterung da. Was von kirchlicher Seite nötig ist, ist Offenheit für diejenigen, die kaum religiöses Basiswissen haben, was ja immer stärker verbreitet ist. Ich selbst komme auch aus einem nichtchristlichen Familienhaushalt. Es gibt aber so viel Wissensdurst. Als Kirche sollten wir uns überlegen, wo und auf welche Weise wir junge Menschen in Umbruchsituationen sinnvoll begleiten, wo wir Halt und Orientierung geben können.

Was begeistert Sie im Moment am meisten an der Kirche?
Vor allem in den letzten Wochen und Monaten habe ich wahrgenommen, wie viel Mut in der Kirche vorhanden ist, einfach einmal Neues auszuprobieren. Da gibt es eine Idee und dann heißt es, lass uns das einfach mal machen, und wenn es nicht funktioniert, dann kann man es immer noch anders machen. Ich könnte noch vieles andere nennen, was mir sehr gefällt. Das ist eine Aufbruchstimmung, die mich zurzeit sehr an unserer Kirche begeistert, und die mir Kraft gibt.

Fotos: EKD (1), www.adpic.de (1)

Hackathon #glaubengemeinsam 2021

Nach dem 2. Hackathon #glaubengemeinsam 2021 im März dieses Jahres sind zahlreiche Projekte entstanden. Hier eine Auswahl im Überblick:

+ + + **Kirche gestaltet neue (Frei-)Räume:** Das Projekt arbeitet daran, nicht-kirchliche Räume - wie eine Ladenzeile - als Treffpunkte für Menschen zu gestalten. Ungenutzte Räume sollen anders genutzt werden und Kirche damit für die Menschen präsent werden. Das Ziel: Heimat, Begegnung und Ansprache bieten. + + + **Gleichberechtigung von Frauen in der Kirche:** Frauen sichtbar machen, Diskriminierung und Fehlinformation aufdecken und Aktionen und Workshops gestalten – diese Ziele hat sich die Gruppe „Gleichberechtigung für Frauen in der Kirche“ gesetzt. Für mehr Vernetzung und Austausch hat die Gruppe einen Discord-Server ins Leben gerufen. + + + **Kirchenfeedback.de:** Die Webseite will über Umfragen die Wünsche und Ideen von Menschen erfragen, die nur selten oder nie in die Kirche gehen. Die Ergebnisse der Fragebögen sollen den Menschen in der Kirchengemeinde helfen, relevante Angebote für die Menschen vor Ort zu entwickeln. + + + **imPuls4U:** Über die App „imPuls4U“ ist es möglich, Impulse an Gemeindemitglieder zu versenden. Dabei soll für jeden Tag ein Eintrag, bestehend aus Text oder Video, gestaltet werden. So können beispielsweise Adventskalender, Fastenbegleiter oder regelmäßige Inhalte erstellt und geteilt werden. + + + **Schwerpunktgemeinden Junge Erwachsene in städtischen Kirchenkreisen:** Die Gruppe will in jeder Gemeinde Anlaufstellen für junge Erwachsene schaffen. Indem Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt werden sollen, Netzwerke unterstützt werden. Das Team hat eine Toolbox für Gemeinden entwickelt, mit denen diese Freiräume geschaffen werden können. Die Toolbox ist für Entscheidungsgremien, Gemeinden und Beauftragte auf allen Ebenen gedacht. + + + **#GedankenBlitz:** Bei GedankenBlitz handelt es sich um eine „daily input app“ – einem webbasierten Angebot, das täglichen Input liefert. Ziel der Arbeitsgruppe ist es, „GedankenBlitz“ auch für Android und iOS anzubieten. + + + **Korrekte Bande – Online-Magazin über Glauben und Leben:** Bei dem Projekt handelt es sich um ein christliches Online-Magazin, bei dem jeder und jede mitmachen kann. Das Magazin ist unabhängig und überkonfessionell gestaltet. + + + **Dialog über „Gott und das Leben“:** Das Projekt bietet Gespräche online oder vor Ort, die Teilnahme soll dabei über lokale und konfessionelle Grenzen hinweg funktionieren. Dabei sorgen Moderator*innenen für eine entspannte Gesprächsatmosphäre. + + + **Christliches Coworking:** Kirchen sollen mit ihrer jahrtausendalten Erfahrung in der Gestaltung von Gemeinschaft einen Beitrag bei der Schaffung von Coworking-Spaces bieten. Auf der neu entwickelten Website lassen sich mehr Informationen zum Projekt finden. Dort besteht außerdem die Möglichkeit zu Vernetzung und Gründung von Coworkingspaces. + + + **Wie finde ich eine Gemeinde, in der ich mich zuhause fühle:** Die Gruppe hat sich die Frage gestellt, wie eine Person die Gemeinde findet, in der sie sich zu Hause fühlt, und umgekehrt. Die Antwort des Teams: Ein Ratgeber mit Tipps fürs Marketing, Postkarten und einen „Online-Gemeindefinder“.

Weitere Infos unter: #glaubengemeinsam.de

Ein Hackathon ist eine Wortschöpfung und setzt sich aus den Begriffen „Hacking“ und „Marathon“ zusammen. Unter Hacking versteht man den Einsatz von Technologie oder technischem Know-how zur Überwindung von Problemen oder Hindernissen. Demnach ist ein Hackathon eine kollaborative Soft- und Hardwareentwicklungsveranstaltung. Ziel ist es, innerhalb der Dauer dieser digitalen Veranstaltung gemeinsam Softwareprodukte herzustellen und auf diese Weise Lösungen für gegebene Probleme zu finden.

Mein Kühlschrank-Moment

Wie kann man es schaffen das, was einen stärkt, so in den Alltag einzubauen, dass man sich immer wieder daran erinnert?, fragt der Autor und hat sich nun für jeden Tag etwas vorgenommen: ein Date mit Gott.

Arne Jureczeck

Wie kann ich Gott mehr in mein Leben bringen? Diese Frage stelle ich mir seit einiger Zeit immer wieder. Wieso gerade jetzt? Es waren wohl die herausfordernden Zeiten der vergangenen Monate, die nicht nur mich physisch und psychisch stark gefordert haben: Sorgen und Ängste wurden auf einmal präsent und man bekam das Gefühl, dass einem der Boden unter den Füßen weggerissen wird. Auch die Vulnerabilität, die Verletzlichkeit des eigenen Lebens wurde uns vor Augen geführt. Wir haben liebgewonnene Menschen lange nicht sehen können oder mussten für immer Abschied von ihnen nehmen.

Ich merke, dass mir etwas, ja: jemand fehlt. Mir fehlt die Zeit, um meine Gedanken besser zu sortieren und zu teilen und meinen inneren Kompass neu auszurichten. Vielleicht, um auch einen neuen Impuls für den Alltag zu bekommen. Mir fehlt jemand, mit dem ich Freude, aber ganz besonders auch das Leid und meine Sorgen in meinem Alltag teilen kann. Ich spüre, wie mein Herz sich genau danach sehnt: nämlich nach Gott.

Wie so ein Date mit Gott aussieht? Das kann unterschiedlich sein

Doch wann ist die perfekte Zeit für Gott in meinem Alltag? Am Abend vor dem Einschlafen als Resümee? Zwischendurch am Tag? Ich bin ehrlich – meist kommt dann doch irgendetwas dazwischen: ein Anruf, eine Push-Benachrichtigung, eine neue Aufgabe. Dann sage ich mir: Das mache ich später. Gott läuft mir ja nicht weg. Nein, es ist doch eher andersherum – ich laufe vor ihm weg, obwohl ich das gar nicht will. Mit diesen Gedanken bin ich nicht allein. Viele Menschen sehnen sich nach spirituellen Erfahrungen, nach einer Nähe zu Gott, nach Trost und Geborgenheit. Das Gute ist: Gott ist schon da – ich muss mich nur auf ihn zubewegen.

Daher habe ich jetzt eine ambitionierte Initiative ergriffen: ein Date mit Gott. Jeden Tag, jeden Morgen eine halbe Stunde. Vor allem anderen. Mit Priorität für Gott möchte ich in den Tag starten. Kurz nach dem Aufwachen ist meine Zeit für mich und für Gott. Ein Verschieben auf später funktioniert nicht, denn wenn die vielen Eindrücke des Alltags erstmal auf mich einwirken, ist der Kopf scheinbar nicht mehr frei dafür.

Wie dieses Date aussieht? Ich denke, das kann unterschiedlich sein. Mir hilft zunächst ein Gebet, in dem ich mich sammeln kann. In der Bibel kann ich lesen von den Erzählungen von und mit Gott, wie er Menschen inspiriert – damals und heute. Ich versuche mir ein paar Worte einzuprägen, die ich mitnehmen kann. Manchmal sind es Worte Jesu, die ich mitnehme in den Tag und wieder anklingen lasse. So lese ich in der Bibel: „Ich bin die Tür". Durch den Tag hinweg versuche ich mich beim Öffnen von Türen genau an diese Worte zu erinnern. Es ist ein gutes Gefühl, mit dem ich anschließend aus diesem Date hinausgehe in den Tag. Es ist ein Gefühl der Geborgenheit, der Unterstützung, des ständigen Mutzusprechens: „Ich bin bei Dir."

Fotos: C. Wenn (1), A. Jureczeck (1)

Diese Zeit am Morgen mit Gott ist eine Möglichkeit, Gott mehr in den Alltag einzubringen. Mir hilft es, mich zu ordnen. Doch auch im weiteren Verlauf des Tages gibt es Momente im Alltag, in denen mir Gott begegnet – wenn ich es nur zulasse und mich dafür öffne, wie zum Beispiel in der Küche.

Wann immer ich die Kühlschranktür öffne, fallen mir diese Verse ins Auge

Jesus spricht „Ich bin die Tür" – Ich stehe vor dem Kühlschrank und blicke auf die vielen Magnete, die dort an der Tür befestigt sind. Meistens sind es solche, die ich von verschiedenen Orten mitgebracht habe. Sie erinnern mich an die schönen Momente und ich schweife in die Ferne. Einen Magnet habe ich ganz oben links positioniert. Auf ihm stehen ein paar Verse eines Gedichtes: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden." Weise Worte, gefüllt mit Mut und Gelassenheit. Sie werden dem US-amerikanischen Theologen Reinhold Niebuhr zugeschrieben und auch als „Gelassenheitsgebet" bezeichnet.

Wann immer ich in Hektik die Kühlschranktür öffne, weil ich noch schnell etwas zu essen zubereiten muss, wieder viel zu spät dran bin oder mit dem Kopf ganz woanders, fallen mir diese Verse ins Auge. Ich lasse die Worte in meinem Kopf umhertreiben. Auf einmal entschleunigt sich der Moment. Das regt an, um sich der eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten bewußt zu werden– und auch der Begrenzungen: Was lässt sich ändern und was nicht? Gerade in dieser pandemischen Zeit sind diese Worte Balsam für Herz und Seele. Das ist dann mein „Kühlschrank-Moment".

Mut, Weisheit, Gelassenheit – das klingt im Wortsinn großartig. Einerseits sind das Werte, nach denen wir zu streben versuchen. Damit verknüpft sind gesellschaftliche Ideale: Wer diese drei Dinge mit sich bringt, scheint gut aufgestellt zu sein. Andererseits liegt eben genau darin die Herausforderung: Zu hoch, um diese Maxime zu erreichen. Wie soll ich das denn schaffen? Die Antwort ist banal: mit Gottes Hilfe. Denn Gott ist es, der uns diese drei Dinge geben möge: Mut, Weisheit, Gelassenheit. Dinge, nach denen ich im Alltag immer wieder zu streben und zu suchen glaube, aber es letztendlich kommt es nicht von mir selbst, sondern von und durch Gott.

Natürlich will auch ich etwas, aber vielmehr möchte Gott etwas von mir: Zeit mit mir verbringen. Das ist nicht übergriffig, sondern demütig. Wenn ich diese Gedanken vor Gott trage, dann hilft mir das weiter. Es beruhigt mich, es gibt mir Kraft und Halt zu wissen, was ich kann, was nicht und was ich mal versuchen sollte. Meine innere Kompassnadel ist durch Gott wieder ausgerichtet – und auch nach Gott ausgerichtet. Ein gutes, durch Gott bestärktes Gefühl.

Mut, Gelassenheit, Weisheit. Diese drei Schlagworte versuche ich mir einzuprägen und mitzunehmen. Wenn ich das nächste Mal im Alltag auf eine schwierige Situation stoße, eine Entscheidung treffen muss oder verzweifelt und voller Sorge bin, versuche ich mich daran zu erinnern: Was kann ich ändern und was nicht? Möge Gott mir dabei helfen. Und deshalb denke ich mir zum Gelassenheitsgedicht noch den folgenden abschließenden Satz dazu: „Denn ich, dein Gott, bin immer bei Dir."

Arne Jureczek
(28) studiert evangelische Theologie in Kiel. Er engagiert sich für die weltweite Ökumene und ist u. a. Jugenddelegierter der Nordkirche beim Lutherischen Weltbund und im Zentrum für Mission und Ökumene.

Ich brauche etwas, worauf ich bauen kann

Es gibt Situationen, die einen verunsichern. Dann sucht man Antworten, die einem Halt oder auch Trost geben. Oft helfen Gespräche. Doch manchmal reicht es einfach nicht aus. Was dann? Der junge Autor aus Tansania schildert seine Erfahrungen.

Ombeni John Lance

Seit Mai lebe ich in Breklum, ganz im Norden Deutschlands. Ich komme aus Tansania und arbeite dort seitdem als Freiwilliger am *Christian Jensen Kolleg*. Und ich kann jetzt schon sagen: Das ist das Beste, was ich je gemacht habe. Ich liebe all das, was ich tue. Zu Anfang war ich natürlich sehr gespannt auf das, was mich erwarten würde. Vieles war neu, ungewohnt, außerdem war es damals noch sehr kalt. Aber nun im Sommer geht es mir viel besser, auch was die Temperatur angeht. Am meisten hatte ich in der ersten Zeit mit der Sprache zu kämpfen. Aber ich habe hier viele tolle Menschen kennengelernt, die mich in allem unterstützen und auch beim Sprachkurs sehr helfen. Weil mir die Kommunikation mit anderen sehr wichtig ist, möchte ich die Sprache möglichst schnell lernen.

In Tansania hat sich vor allem im vergangenen Jahr viel ereignet. Die Corona-Pandemie ist auch an unserem Land nicht spurlos vorbeigegangen. Als sich Covid-19 ausbreitete, waren wir kaum darauf vorbereitet. Uns fehlte es an modernen medizinischen Einrichtungen, an genug Intensivbetten und Pflegeeinrichtungen. Die Pandemie hat auch das öffentliche Leben sehr beeinflusst, wenn auch nicht in dem Maße wie in anderen Ländern. Zwar wurden auch bei uns zunächst entsprechende Hygienemaßnahmen eingeführt und das öffentliche Leben eingeschränkt. Allerdings gab es bei uns keinen kompletten Lockdown. Ich hoffe aber, dass wir die Krise gut überwinden werden.

Dann tauchen mit einem Mal Antworten auf, die mir Kraft geben

Mir ist es wichtig, danach zu suchen, was mir Halt gibt und woran ich mich orientieren kann. Aber gerade in unsicheren Zeiten wie diesen ist mir bewusst geworden, was mein Kompass ist: Gott und das Wort. Viele Menschen leben so, als ob es keinen Gott gäbe. Für mich wäre das kein Weg. Natürlich gibt es immer wieder Momente, in denen ich mich verloren fühle, etwa wenn ich persönliche Sorgen habe oder mir Sorgen um die Zukunft der Welt mache. In solchen Situationen rede ich am liebsten mit anderen Menschen, von denen ich denke, dass sie mit ihren Erfahrungen vielleicht mehr zu dem Thema sagen können, was mich gerade beschäftigt. Ich telefoniere dann auch viel. Aber nicht immer bekomme ich die Antwort, nach der ich suche oder die mir weiterhilft. Doch dann, wenn es Abend wird und ich mich hinsetze, um zu meditieren und zu beten, tauchen mit einem Mal Antworten auf. Antworten, die mir helfen Dinge klarer zu sehen, mich trösten und mir Kraft geben. Mir hilft es dann zu wissen, dass es diese Kraftquelle und diesen Anker gibt.

Ich erinnere mich an eine Situation vor Jahren während meines zweiten Studienjahres in Wirtschaftswissenschaften. Gerade hatten die Ferien begonnen. Die christliche Gruppe, zu der ich gehöre, hatte eine Veranstaltung geplant, die ich mit organisierte, 700 Kilometer von zuhause entfernt. Gerade in diesen Tagen sollte meine Schwester ein Baby erwarten. Dann, nach drei Tagen, erhalte ich einen Anruf von meiner Mutter, dass meine Schwester entbunden, dabei aber sehr viel Blut verloren habe. Da ihre Blutgruppe sehr selten ist, wisse man nicht, ob sie das überstehe. Diese Nachricht musste ich erst einmal verkraften.

Ich war zu weit entfernt, um nach Hause fahren und meine Familie unterstützen zu können. In meiner Not rief ich einen meiner Schulkameraden an. Ich war hilflos. Dann sagte er: „Das einzige, was wir jetzt in dieser Situation tun können, ist zu beten." Diese Nacht werde ich nicht vergessen. Trotz aller Verzweiflung und Angst war eine Kraft da.

Fotos: www.adpic.de (2), privat (1)

Als ich am nächsten Morgen anrief, um nachzufragen, wie es meiner Schwester gehe, sagte der Arzt, meine Schwester sei außer Gefahr und werde noch am selben Tag entlassen.

Diese Erfahrung hat sich in mir tief eingeprägt. Das mag wie ein Wunder erscheinen. Ich betete und bekam eine positive Antwort.

Aber Gebete sind keine Magie. Wir erleben auch, dass durch unsere Gebete nicht immer das geschieht, was wir uns erhoffen.

Das habe ich auch erfahren, als meine Tante schwer krank war. Sie litt vor ihrem Tod monatelang an einer Krankheit, von der wir lange nicht wussten, was es war. Die Ärzte stellten dann fest, dass ihre Nieren zu versagen drohten. Meine Tante wurde medizinisch intensiv betreut. Auch da begann ich intensiv für ihre Heilung zu beten, aber sie musste trotzdem ins Krankenhaus. Fünf Tage später starb sie. Das, wofür ich so intensiv gebetet hatte, ging nicht in Erfüllung. Aber ich habe etwas anderes erfahren, nämlich dass Gott bei mir ist, egal was geschieht. Und ich habe begriffen, dass das Beten an sich schon etwas verändern kann, auch in mir selbst. Wenn ich zum Gebet zurückkehre, entsteht eine Kraft, die hilft, auch Schweres im Leben zu überwinden.

Aber wie oft geschieht es, dass wir uns im Trubel des Alltags verlieren?

Außerdem hat für mich ein sehr einfacher Satz an Bedeutung gewonnen, der mich auch durch unsichere Zeiten trägt. Er lautet: „Alles hat seine Zeit." Das macht mir bewusst, dass alles der Veränderung unterworfen ist und nichts ewig währt, weder gute noch schlechte Zeiten. Das Wissen, dass auch schwere Zeiten einmal ein Ende haben werden, hilft, sie durchzustehen. Mein Weg war manchmal sehr steinig und es gibt auch bei mir Herausforderungen, die ich bewältigen muss.

Es gibt so vieles, was man in den Mittelpunkt des Lebens stellen kann, und was einem hilft durchs Leben und durch harte Zeiten zu kommen. Man braucht jedes Werkzeug, das einem zur Verfügung steht. Dabei sind Selbstbewusstsein gefragt, das Wissen um eigene Fähigkeiten, Bildung, Neugierde und schließlich auch eine positive Haltung zum Leben. Wichtig ist mir dabei die Unterstützung, die ich durch meine Familie und durch Freunde und Freun-dinnen erfahre.

Dabei ist es nicht immer leicht, andere Menschen so zu nehmen, wie sie sind. Jeder Mensch ist eben verschieden und ich kann andere Menschen nicht ändern. Ich kann nur Ratschläge geben, als Freund sprechen oder ein Vorbild sein, aber niemals jemanden ändern, es sei denn, er oder sie ist bereit dazu. Auch das ist eine wichtige Lebenserfahrung. Grundsätzlich möchte ich gern für andere da sein und freue mich, wenn meine Hilfe gebraucht wird.

Zentral aber ist für mich der Glaube an Gott. Er steht im Mittelpunkt meines Lebens. Durch ihn erfahre ich, wie man mitten im Sturm ruhig bleiben kann. Er lenkt meine Schritte, „holt einen raus", wenn man unten ist und ist immer für einen da, in guten wie in schlechten Zeiten. Aber wie oft geschieht es, dass wir uns im täglichen Trubel verlieren und dadurch seine Stimme überhören. Dafür ist es gut, im Alltag ab und an für einen Moment innezuhalten, damit man seine Stimme besser hören kann. Sie kann einem Halt und Orientierung geben. Sie ist Anker und Kompass zugleich.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Ombeni John Lance *(26) kommt aus Tansania und absolviert derzeit seinen Freiwilligendienst im Christian Jensen Kolleg in Breklum/ Nordfriesland.*

„Wichtig ist der Mut, auch mal Fehler zu machen"

Was ist wichtig im Leben? Was hilft, weiterzumachen, auch wenn es mal Rückschläge gibt? Was gibt Halt? ***Neema Ndone***, Freiwillige aus Tansania, hat sich mit diesen Fragen auseinandergesetzt.

Was gibt Dir Kraft?

Dazu kann ich erst einmal ganz grundsätzlich sagen: Das ist mein christlicher Glaube. Wenn ich mich wegen irgendetwas niedergeschlagen fühle, erinnere ich mich daran, dass Gott bei mir ist und mir verspricht, mich nicht zu verlassen. Tatsächlich fühle ich dann einen Frieden, „über alle Vernunft", wie es in der Bibel heißt. Das Vertrauen, das ich habe, habe ich auch durch diesen Glauben. Dieser Glaube trägt mich, auch wenn alles um mich herum unsicher wird. Er hilft mir, weiterzumachen und Zuversicht zu bewahren.

Darüber hinaus gibt es mir Kraft, wenn ich mir all die Möglichkeiten vor Augen führe, die mir im Leben zur Verfügung stehen. Mir ist wichtig, mein Handeln auch zu reflektieren und Konsequenzen zu ziehen aus dem, was ich tue und denke. Dabei helfen mir zum Beispiel Rückmeldungen von anderen. Auch wenn ich mal scheitere oder Fehler mache, habe ich das Vertrauen, dass ich dann die Kraft finden werde, daraus zu lernen oder sogar die Gelegenheit habe, es noch einmal zu versuchen. Ich finde, es gehört ohnehin viel Mut dazu und gehört zu den größten Stärken, wenn man es im Leben schafft, immer wieder die Angst vorm Scheitern zu überwinden. Nur indem ich mich nicht entmutigen lasse und den Mut habe, auch mal Fehler zu machen, kann ich meine Stärken und auch Schwächen kennenlernen. Es gibt mir Selbstverstrauen, wenn ich versuche nachsichtig und mitfühlend auch mit mir selbst zu sein. Viel Kraft gibt mir natürlich auch jede Art der Unterstützung, die ich von Freundinnen und Freunden und überhaupt von allen Menschen bekomme, die mir nahestehen.

Neema Ndone *(27) kommt aus Dar es Salaam in Tansania und absolviert ihren Freiwilligendienst in der Ökumenischen Arbeitsstelle in Altholstein.*

Was hilft Dir in unsicheren Zeiten? Wo findest Du Halt?

Niemand weiß, was in Zukunft passieren wird. Wir können nicht kontrollieren, was andere Menschen fühlen, denken, wie sie sich verhalten und wir können auch nicht kontrollieren, was uns im Leben begegnen wird. Manchmal denken wir zu viel nach, grübeln oder versuchen uns abzulenken, indem wir uns auf die Vergangenheit konzentrieren oder die Zukunft schon planen. Wenn ich das bemerke, versuche ich wieder in die Gegenwart zu kommen, das wahrzunehmen, was jetzt gerade in meinem Leben passiert und versuche dankbar für das zu sein, was jetzt da ist.

Trotzdem finde ich es wichtig, die Vergangenheit nicht völlig auszublenden. Durch das Nachdenken über vergangene Erfahrungen, insbesondere über schwierige oder negative Erlebnisse, kann ich wachsen und lernen. Auch wenn so ein Rückblick manchmal schwerfällt, kann ich wertvolle Erkenntnisse und Fähigkeiten gewinnen, die mir jetzt oder in Zukunft helfen, mit schwierigen Situationen oder Unsicherheiten umzugehen. Wichtig ist dabei, offen für neue Ideen und Erfahrungen zu bleiben. Dazu gehört auch Akzeptanz, das bedeutet anzuerkennen, dass das Leben so ist, wie es ist und nicht planbar ist. Die Erfahrung von Unsicherheit gehört ja zu unserer menschlichen Existenz einfach dazu. So paradox das klingt: wenn ich das anerkennen kann, gibt es mir in gewisser Weise einen Halt.

Was ist Dir wichtig im Leben?

Ich glaube, dass jeder Mensch geboren wurde, um einen Sinn zu erfüllen. Jeder Mensch ist einzigartig und hat eine einzigartige Aufgabe. Für mich wäre es daher das größte Geschenk, wenn es mir gelingen sollte, diesen Sinn zu erkennen und in meinem Leben zu erfüllen. Auf meinem Lebensweg haben mich natürlich auch meine Eltern entscheidend geprägt. Sie haben hart gearbeitet und mir ein glückliches und unvergessliches Leben geschenkt. Sie haben mich auf meinem Weg unterstützt und mir wichtige Werte vermittelt. Das, was mir auf meinem Weg Kraft gibt, ist vor allem Vertrauen, Vertrauen zu Gott und daran, dass er es gut mit uns Menschen meint. Wichtig in meinem Leben ist, dass es auch anderen Menschen gut geht, vor allem den Schwächsten. Ich versuche immer, das Gute in jedem Menschen und in jeder Situation zu sehen. Ich glaube einfach, dass in allem, was uns im Leben begegnet, auch eine positive Botschaft steckt. Ich möchte mein Leben mit Zuversicht und Entschlossenheit führen und habe das Vertrauen, dass in dem Moment, in dem ich Verantwortung in meinem Leben übernehme auch die Kraft bekomme, die ich für die Aufgaben brauche.

Interview und Übersetzung: Ulrike Plautz

Fotos: www.adpic.de (2), Freiwilligenprogramme (1), A. Meksa (1)

Da ist etwas, was mich trägt

Manchmal ist es gar nicht leicht, in einer Krise andere um Rat zu fragen. Die Autorin hat sich getraut und wegweisende Erfahrungen gemacht.

Anna Marlēna Mekša

Die Pandemie ist noch nicht vorbei. Die Corona-Krise wird auch in den kommenden Jahren noch Auswirkungen auf die Menschen in vielen Ländern der Welt haben. Diese weltweite Krise hat noch einmal gezeigt, wie unsicher die Zukunft ist. Bisher spielten existenzielle Fragen immer eine wichtige Rolle in meinem Leben. Durch die Corona-Krise stellen sich die existenziellen Fragen noch einmal in neuer Intensität. So wurde mir auch das Gefühl von Endlichkeit noch einmal stärker vor Augen geführt: Wie viele Dinge im Leben habe ich aufgegeben, wie viele Gelegenheiten verpasst? Wir unterschätzen oft, wie kurz eine Lebensspanne sein und wie schnell einem die Zeit davonlaufen kann.

Die Frage, die ich in diesem Artikel versuche zu beantworten, lautet: Wie kann ich mit diesen Unsicherheiten umgehen? Was gibt Kraft? Es wird keine korrekte oder methodisch kompetente Antwort folgen, sondern eher eine persönliche Reflexion vor dem Hintergrund der Ereignisse.

Ich habe Menschlichkeit erfahren, die mich aus einer verzweifelten Lage befreit hat

So möchte ich von einer wichtigen Erfahrung aus der letzten Zeit erzählen. Ich studiere im dritten Jahr Theologie und werde in neun Tagen mein Bachelorstudium beendet haben. Das ist für viele sicher nichts Besonderes auf dem Weg zum Erwachsensein, aber für mich ist es die größte Errungenschaft. Ich habe aus vielen Gründen dafür gekämpft studieren zu dürfen, und hatte deshalb auch nie daran gedacht aufzugeben, trotz einiger Krisen, die ich überwinden musste. So gab es Zeiten, in denen ich große Selbstzweifel hatte und mein Selbstwertgefühl stark angekratzt war. Meine Noten wurden schlechter, was mein Selbstbewusstsein natürlich nicht gerade gestärkt hat. Irgendwann wusste ich nicht mehr weiter. Was also sollte ich tun?

Meine Chance, die Bachelorarbeit zu beenden, war derzeit ziemlich gering. Aber die Unterstützung durch Mitstudierende war für mich ein Zeichen zum Weitermachen. Weil ich nicht mehr allein weiterwusste, hatte ich um Rat gefragt. Daraufhin hatte einer der erfahrenen Studenten mir viele gute fachliche Ratschläge für die Abschlussarbeit gegeben. Zum Dank kochte ich ein Mittagessen. Später bekam ich dann eine saubere Lunchbox zurück. Darin lag unauffällig ein kleines, orangefarbenes Stück Papier. Auf dem Zettel stand: *„Liebe Anna, danke für den super leckeren Eintopf! Durch dich erfahre ich die Liebe Gottes."* Die klare Aufrichtigkeit dieser Botschaft hat mich tief bewegt. Die Erfahrung, dass mich jemand unterstützte, auf eine Weise, die ich dringend brauchte, hat mir in der Situation die Kraft gegeben, die ich benötigte, um weiterzumachen. Diese Botschaft auf dem orangenen Zettel allein bringt mich nicht unbedingt näher an die Kirche oder das christliche Denken. Aber ich habe wirkliche Menschlichkeit erfahren, die mich aus einer verzweifelten Lage befreit hat. Diese einfache Geste hat mein geistiges und spirituelles Wohlbefinden stark geprägt. Zweifellos mag eine Zwei-Sätze-Ermutigung nicht für jeden ausreichend sein, um so ein Gefühl auszulösen. Aber für mich war es eine unglaublich wichtige Erfahrung, die für mich auch eine spirituelle Kraft hatte.

Wie gesagt, fiel es mir anfangs schwer, um Rat zu fragen und Schwäche zu zeigen. Aber dadurch, dass Menschen, die mir nahestehen, zuhörten und sich für meine Probleme wirklich interessierten und sie mir den Rücken stärkten, war ich wieder motiviert, Herausforderungen anzunehmen und anstehende Aufgaben zu erledigen und: Ich fühlte mich nicht mehr allein. Das war eine wichtige Erfahrung, um zu beschreiben, was mir Halt in unsicheren Zeiten gibt. Das kann ein freundliches Wort oder eine helfende Hand sein, Ganz konkret oder im übertragenden Sinne. Durch die Hilfe, die ich konkret in meinem Leben erfahre, weiß ich, dass immer eine Kraft da sein wird, die mich schützt und hält.

Übersetzung: Ulrike Plautz

Anna Marlēna Mekša *ist Absolventin der Theologischen Fakultät an der Universität Lettlands, Riga.*

„Auf einmal lag in der Lunchbox ein orangefarbenes Papier mit einer Botschaft, die mich bewegt hat."

Fotos: www.adpic.de (1)

Suchen...

nach dem Beruf, der passt.

Den eigenen Fähigkeiten.

Dem eigenen Lebensstil.

Den eigenen Werten.

Dem Ort, an dem ich leben will.

Nach tragenden Beziehungen.

Nach der eigenen Persönlichkeit.

Nach einem eigenen tragfähigen Glauben.

(aus: Starterpaket für Junge Erwachsene, 2016, Evangelisches Jugendwerk in Württemberg)

Mit Menschen, die uns guttun, können wir Berge versetzen

Was prägt unser Leben? Wie wollen wir leben, und wie nicht? Was sind die Werte, nach denen wir unser Leben ausrichten wollen?

Johannes Davi

Jeder Mensch befindet sich mal in einer aussichtslosen Situation, einer Situation, in der man sich kraftlos und machtlos fühlt und einfach nur fragt: „Warum immer ich?“ Dann wächst der Wunsch nach etwas, das einem Halt und Kraft gibt und Zuversicht.
Manchmal entsteht so eine Situation durch einen Jobwechsel, ein Studium, ein Umzug oder eine andere lebenswichtige Veränderung, also durch etwas, wofür ich selbst verantwortlich bin. Dann fragt man sich natürlich manchmal: „Warum tue ich mir das an?“
Anders ist es, wenn ich Aufgaben bewältigen muss, die ich mir nicht selbst ausgesucht habe, dann entsteht die Frage: „Warum passiert mir so etwas?“ Man stolpert durch das Leben und denkt, man sei die einzige Person, der solche Dinge widerfahren. Wenn dann noch dazu kommt, dass einem andere den Glauben an sich selbst nehmen, indem sie einem einreden, man sei nicht gut genug oder habe nicht ausreichend Kraft, um alles zu bewältigen, dann kann einen das sehr entmutigen. Solche Worte sind dann oft die schwersten Steine, die man aus dem Weg räumen muss, gerade weil sie einem das Selbstbewusstsein rauben, und damit genau das, was man zur Bewältigung der Krise braucht.

Oft vergessen Menschen das, was ihnen Kraft gibt

In so einer Situation hilft es, den Glauben nicht zu verlieren. Mir gibt es viel Kraft, wenn ich mich daran erinnere, was mich als Menschen eigentlich immer so stark gemacht hat. Oftmals vergessen Menschen das, woraus sie ihre Kraft geschöpft haben. Ich bin überzeugt, dass wir eine viel größere Entscheidungsfreiheit haben, als wir denken. Oft ist es der eigene Geist, der die Grenze des Möglichen setzt und somit entscheidet, ob er seinen Traum weiter träumt oder lebt. Diesen Traum zu begießen und ihm Nahrung zu geben, das ist so wichtig.
Allerdings: Seinen Traum zu leben ist leichter gesagt als getan. Einfacher ist es, seine Träume weiterhin nur zu träumen. Aber ich denke, jeder Mensch hat doch nur ein Leben. Wenn es mir wichtig ist, meine Träume zu leben, dann gehört dazu auch die Bereitschaft, einen steinigen Weg zu gehen und Anstrengungen auf mich zu nehmen.
Als Student der Rechtswissenschaft befinde ich mich in einem Studiengang der hochkompetitiv ist. Es wird einem eingetrichtert, dass nur die Endnote darüber entscheidet, welchen Beruf man ausüben kann. So kommt es dazu, dass eine hohe Missgunst untereinander herrscht, da viele das Gefühl haben, sich in einem ständigen Wettkampf zu befinden. Manchmal ist es wie in der Schule. Aber nicht nur in diesem Studiengang herrscht diese Einstellung, sondern in vielen anderen Studiengängen und Berufen ebenfalls.
Unsere Gesellschaft und vor allem die sogenannten Sozialen Medien führen dazu, sich ständig zu vergleichen, sich über Status und andere Dinge zu profilieren. Doch im Leben geht es um so viel mehr. Ein Hochschulabschluss mit einer exorbitant guten Note, ein prestigeträchtiger Beruf oder andere statusbezogene Dinge, sagen doch wenig über die menschlichen Qualitäten des Einzelnen aus. Jeder Mensch ist viel mehr als die Leistung. Jeder Mensch ist anders und hat seine eigenen Stärken und Schwächen. Das Vergleichen ist eigentlich absurd. Missgunst, Neid und Eifersucht bringen uns niemals näher, sondern entfernen uns voneinander. Mit dieser Haltung würden wir selbst zu denjenigen, die anderen den Glauben an sich selbst absprechen.
Besser wäre es doch, wenn es gelingen könnte, einander Anerkennung und Respekt für die jeweilige Errungenschaft zu zollen. Anderen etwas gönnen tut einem auch selbst gut. Und ich kann mich auch weiterentwickeln, durch das, was andere können. Meiner Ansicht nach sollten wir in jeder Erfahrung versuchen, das Positive zu sehen.

Fotos: www.adpic.de (1), J. Davi (1)

Durch Menschlichkeit können wir viel verändern

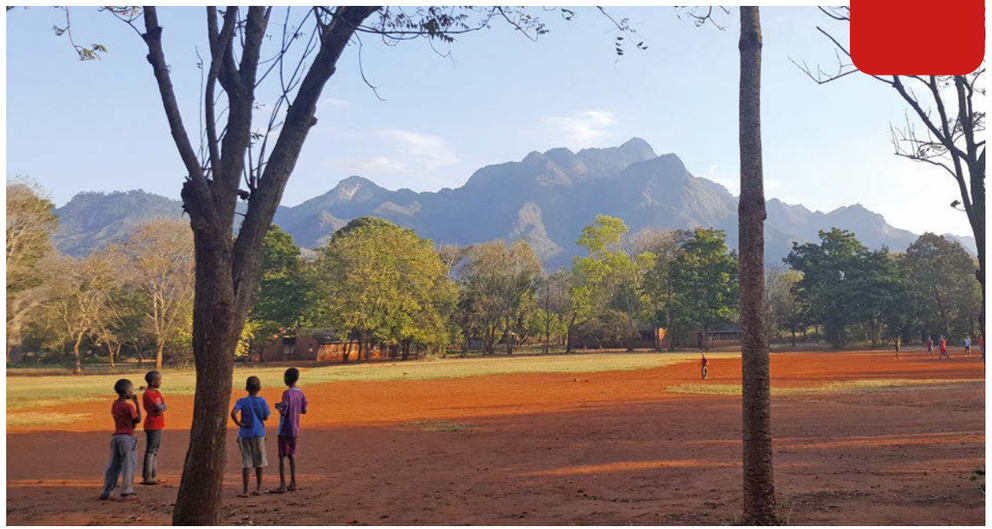
Sicher werde ich im Laufe meines Weges immer wieder in Situationen geraten, in denen ich mit dem Rücken zur Wand stehe und einfach ratlos bin. In solchen Situationen sind es für mich die Mitmenschen, die mir Kraft und auch Halt geben. Sie sprechen mir Mut zu, wenn ich ihn brauche und fühlen mit, wenn ich leide.
Natürlich muss jeder Mensch letzten Endes seinen eigenen Weg gehen. Aber es stärkt enorm, wenn dann Menschen, die einem nahe sind, am Seitenrand stehen und einen anfeuern, während man seinen Lebensweg bestreitet. Es fühlt sich an, als würde man nie allein sein. Bekanntlich ist man gemeinsam immer stärker! Mit Menschen, die uns guttun, können wir Berge versetzen und auch Unmögliches wahr werden lassen. So sehe ich in anderen Menschen vielmehr eine Inspiration als eine Konkurrenz. In Kapitel 17 der Apostelgeschichte des Evangelisten Lukas steht „Gott wohnt in jedem Menschen.“ Die Menschen, die mir nahestehen, sind die, die mir stets die Kraft gegeben haben und mir das Gefühl geben meine Träume leben zu können. Ich bin auch überzeugt, dass Gott uns durch unsere Mitmenschen Engel schickt, die uns die Hand reichen, wenn wir am Boden liegen. Mit ihrem Leuchten inspirieren sie nicht nur mich, sondern ihr gesamtes Umfeld.
Zu denen, die mich sehr gestärkt und mir die Unterstützung gegeben haben, die ich brauchte, gehören vor allem meine Eltern. Durch ihre Erziehung haben sie mich beschenkt, denn das Werkzeug, welches sie mir gaben, ist eines mit welchem man jede ach so schwierige Herausforderung, die das Leben bereithält, bewältigen kann. Dazu gehört die Ermutigung, dass Träume wahr werden können, auch wenn sie ferner scheinen als je zuvor, wenn man trotz aller Widerstände durchhält und daran arbeitet.
Viele denken, die Welt verändern bedeutet, dass man eine Veränderung in der Größenordnung wie Nelson Mandela oder Mahatma Gandhi herbeiführen muss. Das ist aber viel zu groß gedacht und die Gefahr, dass man gar nicht erst anfängt, wächst. Jeder lebt in seiner eigenen Welt mit einem eigenen Umfeld. Hier können wir durch unsere Menschlichkeit bereits wirksame Veränderungen herbeiführen. So haben ja auch meine Eltern mich und meine Welt entschieden geprägt. Dieses Erbe fortzuführen und möglichst an viele Menschen weiterzugeben, gibt mir stets Kraft. Denn ohne Menschlichkeit und Nächstenliebe ist unser Leben nicht lebenswert. Diese Werte möchte ich in den Mittelpunkt meines Lebens stellen, daran will ich mich orientieren. Für diesen Traum ist mir kein Widerstand der Welt zu groß!

„Unsere Gesellschaft und die Sozialen Medien führen dazu, sich über Status und Dinge zu profilieren. Doch im Leben geht es um so viel mehr.“

Johannes Tété Séna Davi *(25) lebt in Bielefeld und studiert Jura.*

„Ich träume von einer Gesellschaft, in der wir uns als Gleichberechtigte begegnen können, voller Respekt und Würde"

Anne-Christina Achterberg-Boness lebt mit ihrer Familie in Tansania und initiiert dort in Zusammenarbeit mit den Bewohner*innen zahlreiche ökologische und nachhaltige Projekte. Über ihre Erfahrungen, die auch geprägt sind von Zeiten der Pandemie, spricht sie im Interview mit Ulrike Plautz.



„Ich wünsche mir eine Zukunft, in der alle ein menschenwürdiges Leben haben – unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Status."

Anne-Christina Achterberg-Boness *(40), arbeitet seit 2016 als Projektkoordinatorin der Evangelischen Kirche in Tansania (ELCT). Die Ökumenische Mitarbeiterin des* Zentrums für Mission und Ökumene *(ZMÖ) lebt mit ihrem Mann, ebenfalls Mitarbeiter des ZMÖ, und ihrem Sohn in Mwanza.*

Wie geht es Euch derzeit in Tansania? Wie ist dort die Situation?

Anne-Christina Achterberg-Boness: Wir leben mit unserer Familie nach wie vor in Mwanza. Viele Ökumenische Mitarbeitende wurden ja schon vor einem Jahr zurückbeordert, das war für uns aber nie eine Option. Uns geht es als Familie auch unter den gegebenen Umständen wirklich sehr gut. Auch die anderen Angestellten der Diözese gehen weiter zur Arbeit wie immer. Die Pandemie spielt hier ohnehin im öffentlichen Leben eine viel geringere Rolle als etwa in Deutschland. So geht das öffentliche Leben in Tansania zum großen Teil wie gewohnt weiter. Schulen und Universitäten sind zwar geschlossen, aber Büros, Läden, Kneipen, Restaurants, Bauarbeiten, Gottesdienste laufen weiter.
Auch wenn sich die Corona-Politik unter der neuen Präsidentin Samia Suluhu Hassan nach dem Tod von Magufuli geändert hat und zum ersten Mal in Tansania Impfkampagnen durchführt werden, muss man betonen, dass ein Stilllegen des öffentlichen Lebens hier schlicht nicht in dem Ausmaß möglich wäre wie in Europa. Fliegende Händler sind auf belebte Straßen angewiesen, damit sie und ihre Familien am Abend was zu essen haben. Sie können genauso wenig zuhause bleiben wie die Tagelöhner. Und auch viele kleine und mittlere Betriebe und Läden haben einfach nicht die Rücklagen, um ein paar Tage – geschweige Wochen oder Monate – dicht machen zu können. Außerdem hat der Staat auch nicht die Finanzkraft, um helfen und Verdienstausfälle ausgleichen zu können. Insofern sind hier nicht die gleichen Maßnahmen möglich wie etwa in Europa.

Wie sieht Dein persönlicher Alltag aus?

Ich arbeite als Projektkoordinatorin der evangelischen Kirche in Tansania vor allem in den Bereichen nachhaltige, ökologische Landwirtschaft, nachhaltige Wasserwirtschaft und nachhaltiger Tourismus. Ich berate Menschen vor Ort, wenn ein neues Projekt in diesen Bereichen gegründet und durchgeführt werden soll. Dabei geht es immer darum, in der betreffenden Region zusammen mit den Bewohner*innen von Anfang an solche Strukturen zu schaffen, dass sich das Projekt immer allein ohne Zutun von außen trägt. Es beginnt schon damit, dass wir jedes Vorhaben zusammen mit lokalen Projektmanagern entwickeln und formulieren. Danach wird das Projekt dann von einem Projektleitungsteam organisiert und betreut. Wichtig sind uns in den letzten Jahren auch Informationsangebote und Kurse zu den Themen ökologische Ernährung und Anpassung an den Klimawandel.

Konntest Du diese Arbeit auch nach Ausbruch der Pandemie fortführen?

Ja, aber auch mit einigen Einschränkungen. Ich und auch mein Mann arbeiten zurzeit viel mehr von zuhause aus und merken schon einen Unterschied. Viele Arbeitsabläufe wurden sonst persönlich abgesprochen. Diese nun in die digitale Welt zu verlegen, ist nicht so einfach, denn es mangelt an den nötigen Handys und Computern und einer stabilen Internetverbindung. Außerdem sind Menschen es einfach gewohnt, in den direkten persönlichen Kontakt zu gehen. Allerdings pendelt es sich gerade ein – langsam kriegen wir hier zu Hause auch Homeschooling, Hausarbeit und Arbeitszeiten mit Kinderbetreuung koordiniert. Aber insgesamt bin ich froh und dankbar, dass wir das alles doch recht gut unter einen Hut bekommen.
Mir persönlich macht die Arbeit nach wie vor eine große Freude und es ist sehr beglückend zu erleben, dass man mit der Arbeit andere Menschen unterstützen kann. Viele Projekte funktionieren einfach sehr gut und das spricht sich rum in der Diözese. Zum Beispiel das Wasserprojekt auf der Malya Farm: Durch das neue Wassersystem können Felder und Gärten bewässert und damit der Anbau von Obst und Gemüse gesichert werden. Damit kann wetterunabhängiger angebaut und gewirtschaftet werden. Außerdem kann das Wasser auch von den umliegenden Haushalten der Farm für ihren Bedarf genutzt werden, somit verringert sich die Entfernung zum Wasser für sie von bis zu drei Kilometern auf 500 m. Das ist nur ein Beispiel. Das nehmen die Menschen in den Nachregionen natürlich wahr. Das Interesse und die Nachfrage wächst. Ich freue mich selbst darüber natürlich sehr. Ein Vorteil ist es sicherlich, dass ich in beiden Kulturen aufgewachsen bin, also beide kulturellen Eigenschaften in mir vereine und sowohl Kisuaheli als auch Deutsch spreche. Das hilft enorm, zum Beispiel wenn es darum geht, zwischen den lokalen Projektteams und den deutschen Partnerorganisationen zu vermitteln. Aber es kommen immer noch neue Projekte dazu, auch welche, die nicht unmittelbar mit den vorhin genannten Bereichen zu tun haben.

Welche Projekte sind das?

Das, was mich im Moment sehr begeistert, ist ein Gender-Projekt. Ich koordiniere gerade ein großes Stipendiatinnenprojekt. Das Angebot richtet sich an Frauen, die hauptamtlich im Büro der kirchlichen Diözese arbeiten. In den Seminaren geht es vor allem darum, dass die Frauen im Austausch die Möglichkeit

Durch das neue Wassersystem kann der Anbau von Ost und Gemüse nachhaltig gesichert werden.

Fortsetzung auf Seite 32

Fotos: C. Wenn (1), K. Rust (1), A. Achterberg (1)

Wetterunabhängiger Anbau von Pflanzen im Gewächshaus ermöglicht auch eine breitere Versorgung der Region mit Obst und Gemüse.

haben, ihre gegenwärtige Situation in einer immer noch sehr männerdominierten Kirche zu reflektieren. Dazu gehört unter anderem auch ein intensiveres Netzwerken. Viele Frauen müssen Familie, Beruf und wissenschaftliches Arbeiten unter einen Hut bringen, was auch oft logistisch nicht einfach ist, wenn es zum Beispiel Schwierigkeiten gibt, ins Internet zu kommen. Sie müssen also immer wieder viel Kraft aufbringen, um sich nötige Freiräume zu schaffen. Insgesamt geht es darum, Frauen in ihren verantwortlichen Positionen zu stärken, damit sie bessere Arbeitsperspektiven haben. Mir macht es viel Freude zu sehen, wie viele Frauen Interesse an diesen Programmen haben.

Du sagtest, Du bist in zwei Kulturen aufgewachsen. Wie kam es dazu?

Meine Eltern erhielten in den 1980er Jahren von der evangelischen Missiongesellschaft in Bethel das Angebot, als Missionare nach Tansania zu gehen. Da war ich eineinhalb Jahre alt. Beide hatten zuvor als Pastor*innen in Deutschland gearbeitet, nun teilten sie sich von 1982 bis 1988 eine Stelle in den Usambara Bergen. Dort habe ich dann auch den größten Teil meiner Kindheit verbracht. Das hat mich sehr geprägt. Nach meinem Abi in Deutschland bin ich auf der Suche nach meinen Wurzeln sofort wieder für einige Monate nach Tansania gereist. Auch als ich dann in Deutschland Ethnologie und Jura studierte, war ich immer wieder dorthin gereist. So war es für mich naheliegend, meine Doktorarbeit zum Thema Land- und Wasserrecht in Tansania zu schreiben. Damit hatte ich mir die Möglichkeit geschaffen, auch später einmal für längere Zeit in Tansania leben und arbeiten zu können.

Du hast auch die Musikband *Rise'n Shine* gegründet, mit der Ihr in Tansania auch einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht habt.

Ja, das ist eine tolle Band und das Musikmachen zusammen ist einfach großartig. Leider musste unsere Deutschlandtour wegen Corona abgesagt werden, auf die wir uns schon so gefreut hatten. Das war ein herber Schlag, aber ich hoffe, das können wir nachholen. Wir haben eine breite Palette, wir machen sowohl Gute-Laune-Musik, als auch Musik mit gesellschaftskritischen Texten. Wir nutzen unsere Reichweite und auch Fernsehpräsenz,und haben aktuell ein Stück geschrieben, in dem es um Krankheits- und Krebsprävention geht. Wir sagen darin, dass Krankheiten mit keinem Fluch behaftet sind, dass man sie behandeln und man ihnen auch durch bestimmte Ernährungsregeln vorbeugen kann. Das kam auch beim hiesigen Gesundheitsministerium gut an.

Was ist Deine Motivation für Dein Engagement in so verschiedenen Projekten?

Auch wenn sich das vielleicht klischeehaft anhört, aber es ist mein christlicher Glaube. Ich wäre dankbar und glücklich, wenn sich Menschen durch meine Arbeit inspirieren ließen, und sich ermutigt fühlen, gemeinsam an einer Gesellschaft mitzuwirken, in der nicht nur wenige sondern alle Menschen jetzt und in Zukunft ein menschenwürdiges Leben haben – unabhängig von ihrem gesellschaftlichen Status. Ich träume von einer Gesellschaft, in der wir uns als Gleichberechtigte begegnen können, voller Anerkennung, Respekt und Würde.

Fotos: A. Achterberg (1), ZMÖ-Bildarchiv (3), U. Plautz (1), J. T. Siegel (1)

Nachrichten

Ein Netzwerker, dem es stets um Gerechtigkeit geht

Martin Haasler verabschiedet sich zum 1. August nach sechzehn Jahren aus dem *Zentrum für Mission und Ökumene.* Der engagierte Pastor arbeitete zunächst als Referent im Christian Jensen Kolleg, danach ab 2010 als Referent für den Kirchlichen Entwicklungsdienst, bevor er 2012 Referent für Papua-Neuguinea und Ökumenische Partnerschaften wurde. Darüber hinaus hatte er fast zehn Jahre den Missionskonvent als geschäftsführender Referent begleitet. Martin Haasler war zuvor in der Ökumenischen Arbeitsstelle der Kirchenkreise Eiderstedt, Husum-Bredstedt und Südtondern tätig.
Wer ihn in Arbeitszusammenhängen erlebt, kann erfahren, dass er sich in allen Aufgabenbereichen stets als Netzwerker versteht, dem es um gleichberechtigte Begegnungen und Beziehungen zwischen den Partner*innen geht.
Ihm liegt an einem gemeinsamen Austausch und er inspiriert andere durch seine Erfahrungen in vielen Bereichen und sein umfangreiches Wissen, das er immer interdisziplinär miteinander verknüpfen kann.
In der Zusammenarbeit mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Papua-Neuguinea, lag ihm daran, dass sich Abhängigkeiten von den Geldgebern des globalen Nordens nicht manifestieren und zu verkrusteten Strukturen führen. So war es ihm stets wichtig, mit den Partnerkirchen und -organisationen ökumenische Beziehungen gemeinsam zu reflektieren und „in Zusammenarbeit als einzelne lokale Teile der weltweiten Kirche" zu gestalten, so Haasler. Er betonte: *„Gerechtigkeit verstehe ich als Qualitätsmerkmal des Lebens, zu dem Gott alle Menschen einlädt".* So sei es eine gemeinsame Aufgabe der Partnerkirchen, sich gegen jede Form von *Othering*, einschließlich des Rassismus, zu stellen und sich dagegen zu immunisieren. Die Teilhabe an der weltweiten Kirche kenne keine qualitativen Abstufungen.

*Oben: Martin Haasler (l.) beim Kirchentag 2007 vor der ZMÖ-Solarinsel und der Crew aus Mitarbeit*innen und Kolleg*innen*
Mitte: Mit Rudolf Lies (l.) beim Partners Forum 2013 in Papua-Neuguinea
Unten: (v.l.n.r.) Mit Tatjana Pfendt, Judith Meyer-Kahrs und Karen Bergesch während des Mission to the North-Programm 2013

Freiwilliges Ökologisches Jahr

Seit dem 1. August ist **Jacqueline Pörtner** im Rahmen ihres Freiwilligen Ökologischen Jahres (FÖJ) in der Infostelle Klimagerechtigkeit im *Zentrum für Mission und Ökumene* tätig. Für die 19-jährige Abiturientin aus Buxtehude stand schon lange fest, dass sie nach der Schule ein freiwilliges Jahr machen wollte. „Vor allem durch die wachsende Fridays-for-Future – Bewegung von Greta Thunberg fiel die Wahl auf ein FÖJ nicht schwer", so Jacqueline Pörtner. Bei ihr war der Wunsch gewachsen, „einen noch größeren Beitrag für die Umwelt und die Zukunft unseres Planeten zu leisten". Nun freut sie sich auf das kommende Jahr und darauf, viele Menschen in den Bereichen Umweltschutz und Umweltbildung kennenzulernen und sich mit ihnen austauschen zu können.

Jacqueline Pörtner

Nachruf auf Bernd Siegel

Bernd Siegel kannten in den 1989er/1990er-Jahren alle, die in Missionswerken für den Druck von Büchern, Zeitschriften zuständig waren, denn „bei Siegel" wurde ein großer Teil der Print-Produkte der Missionen hergestellt. Nun starb er am 13. Mai 2021 im Alter von 77 Jahren. Bernd Siegels Vater Manfred hatte Ende der 1960er Jahren die von Christian Jensen gegründete und zuletzt defizitäre Druckerei der Breklumer Mission übernommen und das Unternehmen durch eine Ausweitung des Programms zum Erfolg

Bernd Siegel

Historische Aufnahme des sogenannten „Sonntagsblatt-hauses“ in Breklum, das 1877/78 bezogen wurde.

geführt – Bücher über schleswig-holsteinische Landschaften und Inseln waren Bestseller. Im „Kerngeschäft“ druckte der nun verantwortliche Bernd Siegel Materialien der Rogate-Aktion des EMW, und natürlich die Zeitschrift „nm“ des damaligen Nordelbischen Missionszentrums – und das zu konkurrenzlos günstigen Preisen. An seine unerschütterliche Herzlichkeit und stete Hilfsbereitschaft erinnern sich alle, die mit ihm beruflich oder privat zu tun hatten.

Martin Keiper
Der Autor war bis 2016 Redakteur der Zeitschrift EineWelt im Evangelischen Missionswerk in Hamburg.

Missionskonvent

Die **Herbsttagung** des Missionskonventes findet am Samstag, dem **6. November 2021,** in **Rostock** im Haus der Kirche statt. Sie ist als Präsenzveranstaltung geplant und steht unter dem Motto „Gemeinsam statt einsam: Kirche (er)leben!“. Auf der Tagung wird es bei dem Impulsreferat von Dr. Christian Wollmann um die Frage gehen: „Kirche im Gespräch mit anderen – wer sind die anderen?“ Außerdem werden junge Freiwillige über ihre Erfahrungen sprechen. In Arbeitsgruppen können am Nachmittag verschiedene Themen und Fragen vertieft werden zu Bereichen wie Spiritualität, Menschen anderer Kultur und Sprache, Kirche in der Abwesenheit, Freikirchen – wie kommt der große Zuspruch zustande? Oder: Finanzen – weg von der Volkskirche hin zu Privatisierung? Darüber hinaus steht die Wahl des Arbeitsausschusses auf der Tagesordnung. Eingeladen sind alle, die sich für Themen rund um die Bereiche Mission, Ökumene, interreligiöser Dialog und Entwicklungszusammenarbeit interessieren.

Info: www.nordkirche-weltweit.de
Anmeldung: Elke Harten, Tel. 040 88181-233, e.harten@nordkirche-weltweit.de

Tag der Ökumene

Die Ökumenischen Arbeitsstellen in den Kirchenkreisen der Nordkirche laden ein zu einem „Tag der Ökumene“ am **11. September 2021** von 11 bis 16 Uhr in den Luther-Garten- der Evangelischen Luthergemeinde Bahrenfeld. Es geht darum, sich mit engagierten und interessierten Menschen aus den jeweiligen Arbeitsfeldern auszutauschen, um mehr „über die vielfältige Arbeit der dreizehn ganz unterschiedlichen Ökumenischen Arbeitsstellen zu erfahren“, oder „bei Musik und leckerem Essen einfach einen schönen Tag zu verbringen“, so die Veranstaltenden, denn die Arbeit in den verschiedenen Bereichen der Nordkirche „wäre nichts, ohne die Menschen vor Ort und in der weiten Welt“. In den zurückliegenden Monaten ist in Kooperation mit der Filmemacherin und Journalistin Annamaria Benckert ein Imagefilm entstanden, der an diesem Tag erstmals vorgestellt werden soll.
Infos: Ökumenische Arbeitsstellen in den Kirchenkreisen der Nordkirche, www.ked-nordkirche.de/oekumarbeitsstellen

Mittelmeer-Monologe

Am **7. August** ist die Veranstaltungsreihe in der Nordkirche „Mittelmeer- Monologe“ erfolgreich in Hamburg-Altona gestartet. Die „Mittelmeer-Monologe“ wollen mit den Mitteln des dokumentarischen Theaters auf die Dramen an den EU-Außengrenzen aufmerksam machen. In den folgenden Wochen und Monaten wird die aktuelle Produktion vom Autor und Regisseur der Asyl-Monologe/Asyl-Dialoge und NSU-Monologe, Michael Ruf, an 17 weiteren Orten in der Nordkirche von August bis Oktober zur Aufführung kommen. Die Monologe basieren auf Interviews. Dadurch werden reale Fälle der Seenotrettung rekonstruiert, erzählt aus der Perspektive von Betroffenen und Aktivist*innen. Im Anschluss findet jeweils ein Publikumsgespräch mit Engagierten der Seenotrettung, aus lokalen Flüchtlingsinitiativen und Geflüchteten statt. Diese Publikumsgespräche sind fester Bestandteil der Veranstaltungsreihe und sollen dem Publikum Anregungen für eigenes Engagement für die Seenotrettung und Menschenrechtsarbeit geben. Die Tour der Mittelmeer-Monologe durch die Nordkirche wird veranstaltet vom *Zentrum für Mission und Ökumene* (ZMÖ) in einer breiten Kooperation mit den Flüchtlingsräten in Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein, kirchlichen Flüchtlingsbeauftragten in Kirchenkreisen aller drei Bundesländer, kommunalen Vertreter*innen sowie Engagierten aus zahlreichen Flüchtlingsinitiativen. Das Referat für Menschenrechte und Migration im ZMÖ klärt über diese Zusammenhänge von Flucht und Migration mit Kriegen, Klimaveränderungen, globalen Ungerechtigkeiten und Menschenrechtsverletzungen auf.
Die Spenden der Veranstaltungen gehen an die Seenotrettungsorganisation Seawatch e.V.

Infos und Termine: Dietrich Gerstner, Tel. 040 81818-210, Mobil: 0157 32 05 40 18, d.gerstner@nordkirche-weltweit.de, www.nordkirche-weltweit.de/position-beziehen/menschenrechte-und-migration sowie www.nordkirche-weltweit.de

Bischöfin Kühnbaum-Schmidt: Klimapolitik muss Priorität haben

Die Eindämmung des Klimawandels muss nach den Worten von Nordkirchen-Landesbischöfin Kristina Kühnbaum-Schmidt für jede Regierung Priorität haben. Der von Menschen verursachte Klimawandel stelle die Zukunftschancen der Menschheit insgesamt in Frage. Kühnbaum-Schmidt unterzeichnete am 12. Mai im Vorfeld des Ökumenischen Kirchentages in Frankfurt/Main einen entsprechenden Aufruf des bundesweiten Ökumenischen Netzwerks Klimagerechtigkeit zur Bundestagswahl im September. „Achtsamer Umgang mit der Schöpfung und Einsatz für mehr Gerechtigkeit gehören zu den Kernaufgaben für Christinnen und Christen“, heißt es in dem Aufruf. Die Kirchen könnten hier Vorbild sein. „Wir wollen in der globalen Gesellschaft nachhaltig leben und wirtschaften, um Gottes gute Schöpfung zu erhalten.“ Dabei müsse sich der Einsatz für eine klimagerechte Zukunft an den Bedürfnisse der ärmsten und verletzlichsten Bevölkerungsgruppen orientieren. Das Netzwerk ist ein Bündnis aus mehr als 70 kirchlichen Institutionen aus den Bereichen Umwelt und Entwicklung und setzt sich für Klimagerechtigkeit in Kirche, Politik und Gesellschaft ein. Zu den wichtigsten Forderungen gehören eine Ausrichtung der deutschen Klimaziele an der 1,5 Grad-Grenze und eine Erhöhung der Klimafinanzierung für die armen Staaten, die am meisten von der Klimakrise betroffen sind.

Leser*innenbrief

(Ausgabe 1/2021, Thema: Tischgemeinschaften)

Das neue Magazin habe ich in einem Rutsch‘ von vorne bis hinten durchgelesen – danke für diese in jeder Hinsicht interessante und inspirierende Ausgabe! Besonders interessiert mich natürlich das Thema Dekolonisation ... und ich bin gespannt, was Sie da noch ansprechen werden.
Weiterhin alles Gute!

Annemarie Gieselbusch, Rendsburg

Aus „Evangelisches Missionswerk in Deutschland“ wird „Evangelische Mission Weltweit“

Der Dach- und Fachverband evangelischer Werke, Kirchen und missionarischer Organisationen ist zur „Evangelischen Mission Weltweit e. V.“ geworden. Die Evangelische Mission Weltweit (EMW) ist eine Gemeinschaft von evangelischen Kirchen, Werken und Verbänden in Mission und Ökumene. Missionstheologie, theologische Ausbildung weltweit, Schöpfung und Nachhaltigkeit, Dialog der Religionen, interkulturelle und kontextuelle Theologien sowie Frieden und Gerechtigkeit gehören zu den Themen der Dach- und Fachorganisation.
Zu den Aufgaben der EMW gehört neben der missionstheologischen Grundsatzarbeit, der Förderung theologischer Ausbildung weltweit, die Kommunikations- und Öffentlichkeitsarbeit im Blick auf ihre Mitglieder sowie für die kirchliche und säkulare Öffentlichkeit und die Service- und Dienstleistungen für die EMW-Mitglieder. „In einer Situation, in der der Terminus Mission in der innerkirchlichen Wahrnehmung, aber auch im säkularen Diskurs immer wieder und immer neu angefragt wird, nutzt die EMW vielfältige Wege, um Mission zu erklären und als Wesensmerkmal christlicher Kirchen deutlich zu machen“, betont EMW-Direktor Pastor Rainer Kiefer.

Aktuelle Infos über Veranstaltungen sowie den aktuellen Newsletter des *Zentrums für Mission und Ökumene* finden Sie unter: **www.nordkirche-weltweit.de**

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (1), Paul Pirat (1)

Die nächste Ausgabe
erscheint im Dezember 2021

Unser aktuelles Spendenprojekt

Ganzheitliche Landwirtschaft in Tansania – Anfang einer Erfolgsgeschichte

Besuch von Bischof Gulle auf einem Feld mit Anpflanzung von Kohl in Permakultur

Spendenkonto
des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 520 604 100 000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 2302 Entwicklung Tansania

Von der East of Lake Victoria Diözese und dem Zentrum für Mission und Ökumene *konnte ein nachhaltiges Landwirtschaftsprojekt in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania in die Tat umgesetzt werden. Mit modernen Bewirtschaftungs-Methoden kann dem Klimawandel mit länger anhaltenden Dürreperioden und Überschwemmungsphasen so besser begegnet werden. Gleichzeitig trägt diese beispielhafte Nutzung von kirchlichem Land zur Grundversorgung und Einkommensschaffung der lokalen Bevölkerung in Tansania bei und setzt Zeichen.*

Seit der Entsendung der Landwirtschaftsexpertin Dr. Anne-Christina Achterberg-Boness vor fünf Jahren wurden unter anderem die Arbeitsbereiche Wasserversorgung auf der Malya-Farm, Einführung von Permakultur und ein Bienenprojekt erfolgreich umgesetzt. Mittlerweile arbeitet das Team um den Farmmanager Baraka Paul Mashishanga selbständig – auch ein Nachhaltigkeitsziel des Programms. Verkaufserlöse von Honig und Gemüse ermöglichen jetzt regelmäßiges Einkommen. Weitere Investitionen, wie in Gewächshäuser für die eigene Pflanzenaufzucht, sind dadurch möglich.

Wir wollen unsere Partnerkirche auch mit Spenden dabei unterstützen, die Versorgung der Menschen zu verbessern und weitere Jobchancen zu schaffen – besonders für Frauen. Ihre Spende hilft dabei mit, dass dieses kirchliche Landwirtschaftsprojekt in der Region am Victoriasee weiterwachsen kann.

Lesen Sie dazu auch Seite 30-32

Fotos: A. Achterberg (1),shutterstock (1)

#Mission Decolonize

Gut gemeint, aber rassistisch gemacht?

Kirchliche Partnerschaften in rassistischen Strukturen

Emmanuel Kileo

Foto: www.adpic.de (1)

Mit den Beiträgen von Emmanuel Kileo und Martin Haasler führen wir die Rubrik #MissionDecolonize fort. Emmanuel Kileo, der sich wissenschaftlich mit den Themen Rassismus und Weißseinsforschung befasst, untersucht in seinem Artikel zunächst die Geschichte des Begriffs „Partnerschaft", um dann auf das Thema des „Othering" einzugehen, also darauf, dass die Anderen zu anderen gemacht werden. Demnach sind das Schwarz-Sein und alle Eigenschaften, die damit verbunden sind, ebenso Konstrukte, wie das Weiß-Sein und alle damit verbundenen Adjektive und Eigenschaften. Diese Konstruktionen dienten und dienen der Ausbeutung und Hierarchisierung, so Kileo. Das habe, „bei allen guten Absichten" bis heute Auswirkungen auf weltweite kirchliche Partnerschaften und die Praxis der Begegnungen. Martin Haasler nimmt die Beobachtungen Kileos auf. Er bekräftigt, dass es die gemeinsame Aufgabe der Partnerkirchen sei, sich gegen jede Form des „Othering" zu stellen.

Ulrike Plautz
Redaktion weltbewegt

*Vorbemerkung: Vor einiger Zeit waren in Deutschland fünfzehn Bischöfe, Präsidenten aus den Überseekirchen sowie Leiter*innen der dortigen Landeskirchen zu einer Konferenz zusammengekommen. Sie trafen sich, um über das Thema Hunger zu diskutieren. Erstaunlich war dabei, dass bei der Konferenz deutsche Bischöf*innen oder Kirchenführer*innen fehlten. Wie sollen wir das mangelnde Interesse leitender Kirchenführer*innen interpretieren? Für mich zeigt sich, dass die „Partnerschaft auf Augenhöhe" doch noch nicht in der Form praktiziert wird, wie man es sich wünscht. Daran schließt sich meine Frage an, was dieses kleine Beispiel mit „latentem Rassismus" in kirchlichen Partnerschaften zu tun hat.*
Für die weltweite Zusammenarbeit der Kirchen zwischen dem globalen Norden und Süden hat sich der Begriff „Partnerschaft" durchgesetzt. Vor dem Hintergrund der kolonialen Geschichte stellen sich nun verschiedene Fragen: Ist Partnerschaft heute die moderne Form von Mission? Wenn Mission kolonial war, ist Partnerschaft auch kolonial oder dann sogar rassistisch? Oder anders gefragt: Ist auch Partnerschaft wie die Mission in kolonialen Strukturen verstrickt? Unbestritten ist, dass Mission innerhalb eines kolonialen Systems stattfand, Mission und Kolonialismus also demnach untrennbar miteinander verflochten waren.

Zu Beginn möchte ich auf den Begriff „Partnerschaft" intensiver eingehen. Tatsächlich wurde er zum ersten Mal im kolonialen Zusammenhang benutzt. Der Theologe und Journalist Lothar Bauerochse hat die Geschichte des Begriffs „Partnerschaft" bis in die britischen kolonialen Diskussionen zurückverfolgt. In seiner Studie „Miteinander leben lernen, Zwischenkirchliche Partnerschaften als ökumenische Lerngemeinschaften" weist er nach, dass der Begriff, ausgehend vom Kolonialismus-Diskurs nach dem Ersten Weltkrieg, in den Missions-Diskurs eingegangen ist. Ausgangpunkt sei der Austritt der Vereinigten Staaten aus dem Britischen Empire im Jahre 1776 gewesen, so Bauerochse. Nun hatte das Britische Empire die Aufgabe eine Kolonialstrategie im engeren Sinne zu entwickeln: „Von der Kolonialherrschaft zum Commonwealth" lautete das Vorhaben. Für das Britische Empire war es wichtig, strategisch eine Art Kooperation mit den ehemaligen Kolonien aufzubauen, um nicht völlig die Kontrolle über diese nach und nach unabhängig werdenden Regionen zu verlieren. Während des Zweiten Weltkriegs wurde im Juni 1942 der Begriff „Partnerschaft" dann offiziell im Britischen Empire eingeführt. „Partnerschaft" bedeutete aber in dem Sinne noch nicht „Dominion Status", sondern nur „Selbstverwaltung innerhalb des Empire." Bis Ende der 1970er Jahre veränderte sich der Begriff in diesem Kontext weiter. „Partnerschaft" bedeutet nun im Verständnis des Commonwealth „Multiethnische Nationengemeinschaft freier und gleichberechtigter Mitglieder".
Auf den kirchlichen Kontext übertragen hieße das etwa: „Partnerschaft Gleichberechtigter" oder „Partnerschaft auf Augenhöhe." Der Begriff hat auf diese Weise aus der kolonialen Politik Zugang in die Missionstheologie gefunden. Lothar Bauerochse entdeckte bei der Untersuchung von „Partnerschaft" folgende strukturelle Ähnlichkeiten:

- Der Begriff entstand unter dem Druck allmählicher und erzwungener Übergabe von Macht und Autonomie an die ehemals kolonisierten Länder.
- Er entstand als Resultat der Emanzipation von Menschen, die dominiert worden waren.
- Der Begriff dient dem Machterhalt (jedenfalls der, die noch übrig blieb), der beispielsweise durch Wohltätigkeit gewährleistet werden sollte.
- Die unspezifische Nutzung des Begriffes lässt viele Interpretationen zu und vermeidet eine Konkretisierung.
- Der Wunsch der kolonialen Politik, die „Einheit" aufrecht zu halten, führte dazu, dass man von einer „Einheit mit gemeinsamen Idealen, von einer Einheit der Freiheit, sprach, die der Welt zum Vorbild diene". In der Missionstheologie wurde der Begriff „Partnerschaft" genutzt, um die „Einheit der Kirche", die Suche nach der größeren ökumenischen Gemeinschaft, widerzuspiegeln.

Allein in dem Begriff „Partnerschaft" zeigt sich also die Verflechtung von „Mission" und „Kolonialismus".

Die Unterscheidung zwischen uns und den „Anderen" führt zur Entgleichung

Natürlich klingt es zunächst einmal erschütternd, wenn unsere netten, kirchlichen Beziehungen mit Kolonialismus und Rassismus in Verbindung gebracht werden und man möchte diesen Vorwurf zunächst einmal zurückweisen. Wenn man das nicht tut, könnte man also schlussfolgernd sagen: Partnerschaften sind vielleicht gut gemeint, aber rassistisch gemacht!
Zumindest ist klar: Partner*innen aus dem Süden werden von ihren Partner*innen aus dem Norden oft (bewusst oder unbewusst) als die „Anderen" dargestellt. Latent und subtil müssen sich diese von den Nord-Partner*innen so deklarierten und produzierten „Anderen" mit dem Thema Unterordnung auseinandersetzen. Tradierte Klischees, Vorurteile und andere Projektionen unterstützen diese Struktur und halten eine Spaltung zwischen Nord und Süd aufrecht. Auch darin zeigt sich, dass Partnerschaften immer noch in den kolonialen Strukturen verstrickt sind. Das möchte ich in fünf Aspekten verdeutlichen:

1) Die „Entgleichung" und Entfremdung während der Begegnungen
Gäste oder Gastgebende aus dem globalen Süden erleben eine Art Entgleichung wenn sie Kolleg*innen aus dem globalen Norden begegnen. Die „ideologische" und „untergeordnete" Unterscheidung zwischen „uns" und den „Anderen" in Missions- und Partnerschaftskreisen, etwa durch überlieferte Witze oder Klischees, führt zur Entgleichung voneinander.
Es gibt einige Beispiele, die zu Entgleichung führen, etwa wenn Gäste zu Beginn ihres Deutschlandbesuchs mit den Worten vorgewarnt werden: *„Ihnen ist vielleicht erklärt worden, dass der Umgang mit Müll oder Frauen oder Kindern, Tieren oder sogar Demokratie usw. hier anders ist, als bei euch in Afrika."*
Damit wird betont, dass es eben zwei Wertesysteme gibt. In eine ähnliche Richtung zielen Klischees wie: *„Dicksein ist ja das Schönheitsideal in Afrika"* oder Ähnliches. Diese Aussagen dienen dazu, andere als „die Anderen" ideologisch zu produzieren. Die Schaffung und Markierung des „Anderen" ist für Maureen Maisha Eggers[1] der erste Schritt im Rassifizierungsprozess. Hier werden die „konstruierten Anderen" vom „Wir" getrennt und dann, womöglich, die „Anderen" mit negativen und hierarchisierenden Eigenschaften aufgeladen. Dadurch erlangen die Dominierenden (in der Regel die Partner*innen des Nordens) häufig die Rolle, die Wissenshoheit über die „Anderen" zu haben.

Fortsetzung Seite IV

Daneben gibt es auch viele romantisierende Stereotypen. Auch sie werden in der Partnerschaftsarbeit verwendet, um andere Menschen bewusst oder unbewusst unterzuordnen. Dazu gehört auch der häufig zitierte Spruch: *„Gott gab den Europäern die Uhr und den Afrikanern die Zeit“.* Das klingt zwar erst einmal neutral, dennoch werden Menschen aus dem Süden hierarchisch nach unten positioniert. Das hier zitierte angeblich aus Afrika stammende Sprichwort wird als positive Erklärung dafür benutzt, warum die Afrikaner*innen nicht pünktlich sein können. Durch diese Stereotype vollzieht sich die Trennung der beiden kulturellen Wertesysteme im Umgang mit Zeit. Verstärkt wird dies durch Erklärungen, wie die eines Partners aus dem Norden, der einmal schrieb: *„Ich habe ein bisschen Zeit gebraucht, um ihnen zu antworten, bin vielleicht auch schon von Tansania infiziert: Polepole – (langsam).“*
Susan Arndt und Antje Hornscheid kamen in ihrer Untersuchung „Afrika und die deutsche Sprache“, zum gleichen Ergebnis: „Durch permanente Wiederholung schleichen sich Stereotype subtil in individuelle Wahrnehmung ein und werden dann als gegeben, eindeutig und natürlich angenommen. Das erklärt die Veränderungsresistenz von Stereotypen […] Vielmehr zeigen sie, wie Glaubenssätze sich mit der Zeit mehr und mehr zu vermeintlichen Wahrheiten verfestigen.“

Die Verbindung der Kultur oder Gott („Gott gab […] den Afrikanern die Zeit“) mit Unpünktlichkeit, ist der Versuch, diese Eigenschaft zu konkretisieren und letztendlich zu verabsolutieren, ja, sogar zu theologisieren. Durch diese Naturalisierung und Verabsolutierung gilt es als typisch afrikanisch, sich zu verspäten. Das hat zum Beispiel zur Folge, dass von Gästen aus Partnergemeinden, wenn sie denn spät dran sind, niemand eine Entschuldigung oder Erklärung erwartet, was bei ihren weißen Kolleg*innen üblich ist. Sie können ihr Zuspätkommen also nicht erklären, wird es doch als Ausdruck ihrer „Verspätungskultur“ gedeutet.
Zu den verinnerlichten und naturalisierten Stereotypen passt auch die bei Delegiertentreffen oft gehörte Aussage: *„Wenn der Bus um 9:00 Uhr fährt, sag’ den Gästen einfach um 8:30 Uhr.“* Umgekehrt erfahren Delegierte aus dem Süden eine Art von Diskriminierung, wenn sie versuchen, gegen derartige verletzende Stereotype anzukämpfen. Wenn diese penibel auf die Pünktlichkeit achten, werden sie manchmal gelobt: *„Du bist ein Europäer geworden, da wirst du aber dann Probleme drunten kriegen.“*
Auch romantisierendes Lob wie etwa: *„Ich mag die Gelassenheit der Afrikaner, man weiß nicht, wann der Bus kommt, der Bus kommt einfach, und dann wird gefahren, nur die Löcher in den Straßen sind zu beachten“* ist kein echtes Lob, wenn westliche Technologie und ihre Werte als Norm und Maßstab für die anderen sozialen Verhältnisse gelten. Denn was nicht dem Norm- und Wertesystem, dem „Weißsein“, in Europa entspricht, gilt als Abweichung, und die geht oft mit einer abwertenden Haltung einher.

Es gibt nach wie vor das Bedürfnis des Nordens, für „den Süden“ zu sprechen

2) Hierarchisierung durch Infantilisierung anderer Menschen
Die Unterordnung des „Anderen“ geschieht heutzutage auch in Form der Infantilisierung des „Anderen.“ Der konstruierte „Andere“ wird oft infantilisiert und klein gemacht. Bevormundung bietet an dieser Stelle eine Möglichkeit für einen Unterordnungsprozess des „Anderen“. Versteckt wird dies im Lob an die Partner*innen, etwa so: *„das ist das einzige Projekt unten, das funktioniert, wir sind stolz auf euch“.* Die Frage ist: Brauchen die Partner*innen Lob, um es richtig zu machen, während es für die Weißen des Nordens normal ist, was sie machen?

3) Die Anwaltschaft des Nordens für den Süden
Weiterhin gibt es nach wie vor das Bedürfnis des Nordens „für den Süden zu sprechen“. Dies geschieht in Form der Forderung nach der Anwaltschaft in dem Sinne, dass der Norden die Rolle der Fürsprecher für die Menschen des Südens beansprucht. Das kommt in Sätzen zum Ausdruck wie: „Wir im Norden sind die Stimme unserer Partner*innen“ oder: „Wir sind die Stimme der Stimmlosen“ usw.
Die Partner*innen aus dem Norden verstehen sich als Anwalt für Probleme des Südens. Diese „Passivisierung“ anderer Menschen ist oft ein weißes Phänomen, das nicht nur in Deutschland zu beobachten ist. In der Erklärung der „UN-Millenniumsziele“ (natürlich von den Weißen dominiert) kann man genau nachlesen, wie die Vereinten Nationen die Anwaltschaft für die selbst produzierten passiven „Armen“ beanspruchen. Sie verstehen sich als aktive Verantwortungsträger*innen der Armen in der Welt. Die UN sorgen für das Brot für die Welt. Eine der Resolutionen lautet:
„We will spare no effort to free our fellow men, women and children from the abject and dehumanizing conditions of extreme poverty, to which more than a billion of them are currently subjected. We are committed to making the right to development a reality for everyone and to freeing the entire human race from want.”[2]
Daraufhin reagiert der damalige UN-Generalsekretär, Kofi Annan aus Ghana, ganz bewusst um diese Passivität der „produzierten Armen“ zu relativieren:
„It is not in the United Nations that the Millennium Development Goals will be achieved. They have to be achieved in each country by the joint efforts of the Governments and people.”

4) Entwürdigende Bevormundung und das Phänomen: „Nord – aktiv, Süd – passiv?“
Die Tatsache, dass fast alle Süd-Nord-Begegnungen vom Norden initiiert wurden oder alle Flugkosten vom Norden finanziert wurden, trägt oft erheblich dazu bei, dass Delegierte des Südens in eine passive, fremdbestimmte Rolle gedrängt werden. So werden nicht selten sowohl die Zeitplanung als auch die Zahl, das Geschlecht oder sogar die Namen der Teilnehmer*innen vom Norden diktiert. Die Macht über größere finanzielle Ressourcen wirkt sich aus nach dem Motto: „Wer die Musik bezahlt, bestimmt die Melodie“. So werden manche Entscheidungen in den ökumenischen Partnerschaften einseitig getroffen. Dieses Phänomen dominiert leider oft immer noch die internationalen Begegnungen in Partnerschaftskreisen und wird uns noch länger begleiten. Denn diese Struktur ist nicht von der unbearbeiteten kolonialen Geschichte zu trennen. Die übrigens auch eine Ursache dafür ist, dass die finanziellen Ressourcen weltweit im hohen Maße ungerecht verteilt sind. Dazu lässt sich nur sagen: Es ist gut gemeint, Gäste aus dem Süden einzuladen, doch rassistisch gemacht, wenn die Einladung nicht mit einer würdigen Begegnung und einem gleichberechtigten Austausch einhergeht.

Schwarzsein war ein Konstrukt, und diente der Ausbeutung und Unterdrückung

5) Die Sprache ist rassistisch geblieben
Wie schon mehrfach erwähnt, zementiert die Nutzung bestimmter Begriffe die Hierarchisierung über die „Anderen“. Dazu gehören auch bestimmte, auf dem ersten Blick neutrale Bezeichnungen, die sich auf den Alltag und die Kultur anderer Länder beziehen. So bezeichnen Gäste aus dem Norden oft Universitäten in Tansania als „Hochschulen“; Krankenhäuser als „Gesundheitszentren“; Städte als „Dörfchen“; Lehrer*innen als „Erzieher*innen mit pädagogischer Ausbildung“; Sprachen als „Dialekte“ und so weiter.
In ihrem Aufsatz „Afrika und die deutsche Sprache“ 2004 untersuchen Susan Arndt und Antje Hornscheid rassistische Worte oder Begriffe und ihre Bedeutung, darunter auch Begriffe wie Drittländer, Entwicklungspolitik, Entwicklungsländer (das bezeichnet Länder, die aus der europäischen Sicht zu entwickeln sind). Bei allen Begriffen handelt es sich nicht um eindeutig rassistisch konnotierte Wörter, dennoch haben sie in bestimmten Zusammenhängen ihre Auswirkungen.
So haben die Autorinnen festgestellt: „Auch Wörter, die selbst weder sprachhistorisch als rassistisch eingestuft werden, können noch grundsätzlich in allen Verwendungsweisen in ihrem aktuellen Sprachgebrauch so konnotiert sein, können in bestimmten Kontexten rassistisch sein oder für entsprechende Konstruktionen instrumentalisiert werden.“
Diese Bezeichnungen haben mit der „Entgleichung“ anderer Menschen zu tun. Diese Beschreibungen werden oft, bewusst oder unbewusst, in der alltäglichen Sprache der Partnerschaftsarbeit verwendet als neue Erscheinungsformen der unsichtbaren Hierarchisierung durch Rassismus. Marianne Bechhaus-Gerst erklärt in ihrem Artikel: „Weißsein und Schwarzsein in Deutschland“ die rassistischen Erscheinungen im alltäglichen Wechselverhältnis zwischen Sprache, Denken und Handeln: „Unsere Sprache ist untrennbar verknüpft mit unserem Denken und Handeln. Diese Verknüpfung macht erforderlich, dass wir uns Gedanken machen über Bedeutung und Inhalt unserer Begriffe. Solange sich ein in der Kolonialzeit konstruiertes Afrika hält, solange ändert sich in den Köpfen der Menschen kaum etwas“, so Bechhaus-Gerst. Dazu gehört die Aussage: In Afrika kamen die Menschen nicht in die Sklaverei, weil sie schwarz waren. Sie wurden zu Schwarzen, weil man sie zu Sklaven machen wollte.
Schwarzsein war also von vornherein ein Konstrukt und hatte das Ziel, andere Menschen auszubeuten und zu unterdrücken. Die französische Soziologin Collete Guillaumin brachte das so auf den Punkt: „Rasse existiert nicht, doch sie tötet Menschen.“

Gottes Reich ist weder schwarz noch weiß, sondern bunt

Der koloniale Diskurs oder genauer der rassistische Diskurs ist längst noch nicht vorbei. So agieren Menschen bewusst oder unbewusst innerhalb eines Systems des strukturellen Rassismus. Die Hierarchisierung und Unterordnung anderer Menschen ist immer noch Realität und erfahrbar, auch in kirchlichen Partnerschaften. So steht eine intensive Auseinandersetzung mit dem Rassismus und dessen Auswirkungen an. Wir sind also auf dem richtigen Weg. Nun ist die Frage: Wo stehen wir jetzt? Zumindest wissen wir, dass das Problem existiert. Und vor allem wissen wir: Gottes Reich ist weder weiß noch schwarz, es ist bunt!

Dr. Emmanuel Kileo, *Pastor der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT), lebte und arbeitete mehrere Jahre als Pastor in Kaufbeuren, hat sich wissenschaftlich mit den Themen Rassismus und Kritischer Weißseinsforschung auseinandergesetzt. Er ist Autor mehrerer Bücher. Zuletzt erschien sein Buch 2014: Weiß-Sein als ideologisches Konstrukt in kirchlichen Süd-Nord Partnerschaften.*

Fotos: adpic (1), Marco Knüttel (1)

[1] *Eggers, Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland, in: Eggers, u.a. (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte.*

[2] *United Nations Millennium Declaration unter http://www.gtz.de/de/dokumente/Milleniumsdeklaration.pdf Zugriff 20.3.2012.*

Gut gemeint genügt nicht in der ökumenischen Partnerschaft –

eine (dankbare) Antwort auf Emmanuel Kileo

Martin Haasler

Selten spricht Kileo in seinem Vortrag in der 1. Person plural, also vom „Wir“. Allerdings: an zwei markanten Stellen seines Beitrags fällt der Gebrauch von „Wir“ auf: Gleich zu Anfang, wo es um die Interpretation der Begebenheit geht, dass aus Übersee nach Deutschland eingeladene Bischöfe während ihres Besuchs keinen kirchenleitenden Persönlichkeiten aus der einladenden Kirche begegnen. Und ganz am Ende seines Vortrags stellt Emmanuel Kileo fest: „Wir sind also auf dem richtigen Weg“ und fügt hinzu: „Nun ist die Frage, wie weit sind wir jetzt?“

Kileo markiert auf diese Weise, wo im Zusammenhang mit „kirchlichen Partnerschaften“ von „Wir“ gesprochen werden kann und wo nicht. Von „Wir“ kann er sprechen in Hinblick auf die Analyse und die Deutung der Partnerschaftspraxis. Sein Vortrag enthält ansonsten zahlreiche, sehr anschaulich geschilderte Situationen und Ereignisse, in denen von „Wir“ keine Rede sein kann.

Der sparsame Einsatz des „Wir“ fällt ins Auge. Seine Interpretation ist meines Erachtens entscheidend dafür, ob sich an Kileos Feststellung: „Wir sind auf dem richtigen Weg“ und an seine Frage: „Nun ist die Frage, wie weit sind wir jetzt?“ eine weitere Frage anschließen lässt, nämlich: Wie kommen wir weiter? Ich will diesen Schritt wagen und die Frage riskieren, wie sich der Weg aus vermeintlicher „Partnerschaft“ als einem Geschehen ohne „Wir“ hin zu dem partnerschaftlichen „Wir“ von weltweit miteinander verbundenen Kirchen fortsetzen lässt.

„Othering“ ist eine Bezeichnung für das Vorgehen, dass das Wir in einer Beziehung zwischen Gruppen verhindert. Wo sich die eine Gruppe mit der „anderen“ vergleicht, sich von der „anderen“ abgrenzt und sich durch Abwertung der „anderen“ über diese erhebt, wird der Nährboden, der Beweg- und Wurzelgrund des zarten Pflänzchens „Wir“ trockengelegt und mit der Zeit unfruchtbar und giftig.

Das weltweite Miteinander wird zu einem Gegenüber von Ungleichen

Kileo beschreibt mit eindrucksvollen Praxisbeispielen, wie der aus Unterschieden abgeleitete Überlegenheits- und Machtanspruch der einen über die anderen das Streben nach einem gemeinsam verantworteten und gestalteten Leben der Kirchen in der Einen Welt pervertieren kann, ohne dass dies von den Beteiligten beabsichtigt oder auch nur bemerkt wird. Was Kileo mit Blick auf die Beziehungen zwischen Globalem Süden und Globalem Norden aufzeigt, gleicht in fataler Hinsicht auch mancher Entwicklung in der Geschichte von Ost-West-Partnerschaften. Einseitig entwickelte und durchgeführte Projekte zum Beispiel oder einseitig festgelegte Regeln in der Bewirtschaftung der zur Verfügung stehenden Ressourcen führen zwangsläufig, trotz hehrer Ziele wie Wirksamkeit oder Compliance, im besten Fall ungewollt und unbewusst, dazu, die jeweilige Partnerkirche als „anders“, als hilfsbedürftig, als defizitär und weniger kompetent zu betrachten und zu behandeln. Das weltweite Miteinander, die Gemeinschaft von gleichen Kirchen wird so zu einem Gegenüber der Ungleichen: Die einen beanspruchen Kompetenz, Ressourcen und Macht für sich und erklären die „Anderen“ zu Abhängigen, Machtlosen und keinesfalls Ebenbürtigen.

Es ist gemeinsame Aufgabe, sich gegen jede Form von „Othering“ zu stellen

Die Geschichte der weltweiten Beziehungen zwischen den Kirchen unter dem Aspekt des „Othering“ aufzuarbeiten, ist unabdingbar, um auf dem von Kileo skizzierten „richtigen Weg“ weiterzukommen. Aber genügen wird das nicht. Um den Weg des „Fremd-Machens“, der Geringschätzung und Herabwürdigung der „Anderen“ verlassen zu können und die Gegenrichtung einzuschlagen, müssen sich alle Beteiligten auf den Weg zum „Wir“ machen. Dazu, dass Kirchenpartnerschaften ökumenisch in Bewegung kommen, gehören Mut und Ausdauer. Indem sich eine lokale (Partner-) Kirche als Teil der weltweiten Kirche begreift, wird für sie die Erfahrung konstitutiv, dass lokale Kirchen lediglich zu der universalen Einheit der Kirche beitragen, ohne jedoch mit ihr verwechselt oder gleichgesetzt werden zu können. Die Teilhabe an der weltweiten Kirche kennt keine qualitativen Abstufungen. Unterschiede in der Art und Weise, wie lokale Kirchen zum Leben der weltweiten Kirche beitragen, sind Ausdruck dafür, dass Gottes Liebe zum Leben nicht als abstrakter, lebloser Gedanke, sondern immer in einer konkreten geschichtlichen Situation zu einer bestimmten Zeit und in einem sozio-kulturellen Kontext erfahren wird. Gott ist Mensch geworden und sagt: „Ich bin immer bei euch, jeden Tag, bis zum Ende der Welt“ (Mt. 28,20). Nicht bei irgendjemanden irgendwann, sondern bei uns jeden Tag!

Genau darum geht es in der ökumenischen Partnerschaft. Das in unseren Beziehungen gemeinsam zu bedenken und in Zusammenarbeit als einzelne lokale Teile der weltweiten Kirche zu gestalten, das ist der geistliche Wesenskern ökumenischer Partnerschaften. Und es ist eine gemeinsame Aufgabe der Partnerkirchen, sich gegen jede Form von „Othering“, einschließlich des Rassismus, zu stellen und sich dagegen zu immunisieren. Nur so kann es gelingen, auf dem Weg zum „Wir“ der weltweiten Christenheit weiter voranzukommen.

Martin Haasler *war Referent für Pazifik/ Papua-Neuguinea und Ökumenische Partnerschaften im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Fotos: www.adpic.de (1), C. Wenn (1)

ZENTRUM FÜR MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Diese Beilage erscheint als Nr. 2 im August 2021 in der weltbewegt und soll über Themen wie Mission, Kolonialismus und Dekolonisation informieren und ein Diskussionsforum eröffnen. Schreiben Sie uns und diskutieren Sie mit. Mehr Informationen auch auf **www.nordkirche-weltweit.de**

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: **weltbewegt** (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint dreimal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Christian Wollmann (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Constanze Bandowski, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.
DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir das sogenannte Gendersternchen (*) in einem Wort benutzen. Gedruckt auf 100% Blauer Engel-Recyclingpapier.